



Bachmann Literaturwettbewerb junior



Energie für neue Freiräume.

Kreative Geschichten kennen keine Grenzen. Sie zeigen uns neue Welten, lassen die Gedanken höher fliegen und entführen uns in neue Freiräume – sie sind die Energie, die hinter jeder Idee steckt. Tag für Tag.

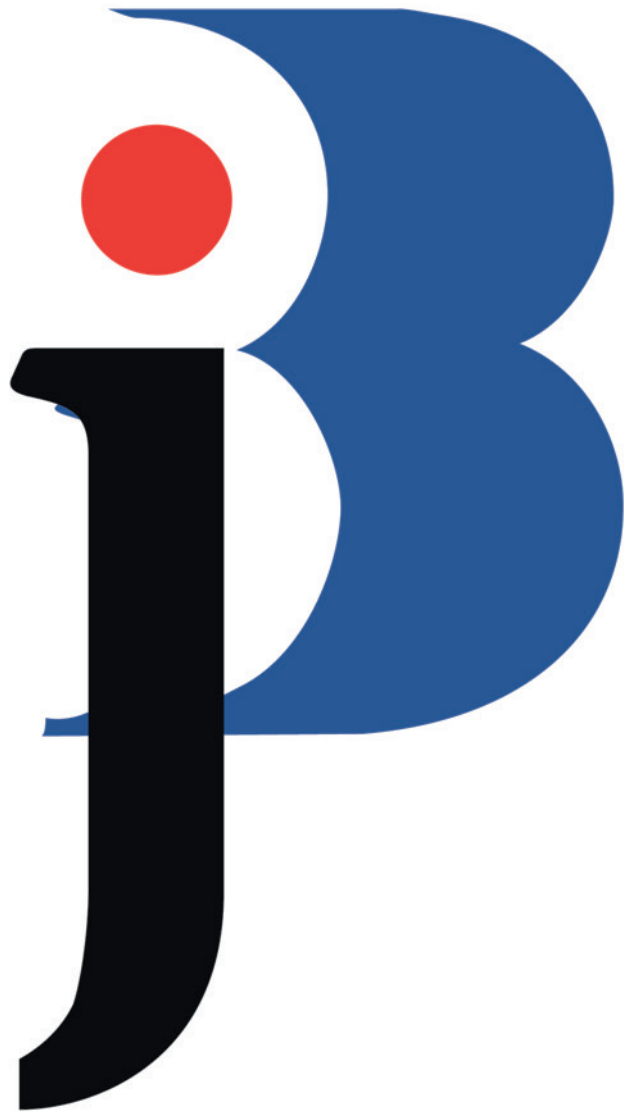
T: 0463 525 8000

www.kelag.at



/KelagEnergie

Junior Bachmann Literaturwettbewerb 2021



Organisation:

Ebner Sarah, Knes Alexander, Lerchner Birgit, Pum Angelika,
Wutte-Gorgasser Elvira

29. Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Die Broschüre zur Lesung

Vorwort	5
Danksagung	6
Rückblick 2020	10

Kategorie I	
1. Platz	16
2. Platz	18
3. Platz	20
Alle bewerteten Texte der Kategorie I	22

Kategorie II	
1. Platz	40
2. Platz	41
2. Platz	42
Alle bewerteten Texte der Kategorie II	44

Kategorie III	
1. Platz	61
2. Platz	62
3. Platz	64
Alle bewerteten Texte der Kategorie III	67

Impressum:

Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Ingeborg-Bachmann-Platz 1,
A-9020 Klagenfurt

Redaktion, Layout & Design: Mag. Alexander Knes

Plakat & Cover: Alyssa Liebhart, 8a IBG

Texte: TeilnehmerInnen Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Bei den Texten handelt es sich um die Originalfassungen der TeilnehmerInnen - diese wurden nicht verändert.

Vorwort: Dr. Robert Klinglmair

Druck: Mohorjeva Hermagoras Druckerei



LPD/Helge Bauer

„Land in Sicht?!“

Die aktuellen und vor allem herausfordernden Entwicklungen beeinflussen und verändern – trotz maßgeblicher Unterstützung durch Bildung, Elternhaus/Freund*innen sowie eigene Erfahrungen – unser Empfinden und erfordern eine „neuartige“ Interpretation unserer Welt und Gesellschaft. Tiefsinnige und zum Nachdenken anregende Texte, verpackt in außergewöhnliche Ausarbeitungen, einzigartige Erzählungen sowie grandiose Gegenüberstellungen – so lässt sich die Bandbreite der eingereichten Werke beim 29. Junior Bachmann Literaturwettbewerb durch das Ingeborg-Bachmann-Gymnasium Klagenfurt skizzieren, die getreu dem Wettbewerbsmotto „Land in Sicht“ unserer Weltanschauung eine weitere Facette der Bedeu-

samkeit beimesen: mit einer Botschaft, einer Erzählung oder einem Gedicht!

Die abermals vielfältigen Werke lassen sich von empfindsam über poetisch-elegisch bis hin zu tief-sinnig-philosophisch und zeitkritisch charakterisieren; auch weisen die Einreichungen eine hohe sprachliche Leistung auf. Bemerkenswert sind gerade die innovativen Herangehensweisen mittels individuellen, subjektiven Zugängen und dem vielfältigen Beschreiben von Empfindungen, Ereignissen, Gefühlen sowie Zuständen. Vor allem aber zeigt sich das bedeutende Maß an Kreativität in den inhaltlichen Betrachtungen, den gewählten Stilmitteln und den eingesetzten Formulierungen.

Schon die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann, die als eine der bedeutendsten Lyrikerinnen und Prosaschriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts gilt, auf deren Wurzeln der über die Landesgrenzen hinaus bekannte Literaturwettbewerb fußt, hat mit ihren Werken die Nachwelt nachhaltig geprägt. Wettbewerbe dieser Art ermöglichen es, humanistische Werte aufrecht zu erhalten und das Schreib-talent unserer Schüler*innen zu offenbaren. Auch bietet dieser Wettbewerb für Rezipient*innen eine einzigartige Gelegenheit, eigenes Wissen zu erweitern, Emotionen hervorzuheben sowie andere Denk- bzw. Sichtweisen zuzulassen. Worte vermögen Menschen zu beflügeln, zu berühren, sie in

andere Welten zu entführen und auf abenteuerliche Reisen mitzunehmen.

Zutiefst beeindruckt von den sprachlichen Leistungen darf ich den Jungautor*innen einerseits herzlich dazu gratulieren, dass sie mit ihrem herausragenden Talent ihre Gedanken, Gefühle, Ideen und Visionen so stilsicher zu Papier gebracht haben und andererseits, dass sie sich – auch unter erschwerten Rahmenbedingungen – an diesem wichtigen und seit Jahren arrivierten Literaturwettbewerb beteiligt haben, der eine vorbildliche und besonders gut geeignete Form der Begabungs- und Begabtenförderung in Kärnten darstellt. Ein großer Dank gebührt auch allen Pädagog*innen, die für den 29. Junior Bachmann Literaturwettbewerb verantwortlich zeichnen sowie den nominierten Juror*innen, deren stolzem Kreis ich einmal mehr begeistert angehören durfte.

Herzlichst,

Dr. Robert Klinglmair
Bildungsdirektor der
Bildungsdirektion für Kärnten

 Bildungsdirektion
Kärnten



Wir bedanken uns bei folgenden Institutionen, Firmen und Personen für die
finanzielle,
ideelle und tatkräftige
Unterstützung des „Junior Bachmann Literaturwettbewerbs 2021“



LH Dr. Peter Kaiser | Bgm. Christian Scheider | Bildungsdirektor Dr. Robert Klinglmair | Dir. MMMag. Dr. Markus Krainz | Elternverein des Ingeborg-Bachmann-Gymnasiums Klagenfurt | Verein der Freunde des Ingeborg-Bachmann-Gymnasiums | Stadtwerke Klagenfurt | Kelag Kärnten | ORF Landesdirektorin Karin Bernhard | Mohorjeva Hermagoras Druckerei | ZONTA Club Wörthersee | ÖAMTC | Kärntner Buchhandlung | Buchhandlung Heyn | Kuss & Kuss Friseure | Vinum Virunum | Abteilung Präsidium der Landeshauptstadt Klagenfurt | Kulturabteilung der Stadt Klagenfurt | WIFI Kärnten | Sonnentor Klagenfurt
Dr. Heinz Bachmann | Mag.^a Sarah Ebner | Mag. Alexander Knes | MMag.^a Birgit Lerchner | Mag.^a Elvira Wutte-Gorgasser | Mag.^a Angelika Pum | Mag.^a Anja Puggl

Jurorinnen und Juroren:

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse | Dr. Robert Klinglmair | Univ. Prof. Dr. Krieg-Holz | Dr.ⁱⁿ Ute Liepold | Karin Waldner-Petutschnig | Dr. Heimo Strempl | Erika Hornbogner | Mag.^a Maria Kandolf-Kühne | Mag.^a Estha-Maria Sackl | Mag.^a Ingrid Schnitzer | Sabine Tscharre | Gerhard Fresacher | Mag. Andreas Görgei | Mag.^a Karin Prucha | Mag.^a (FH) Bianca Quendler-Blankenhagen, MA | Dr. Harald Raffer

Ein **Online-Shop**, wie er im Buche steht.

heyn.at



- ♥ **3 Mio. Bücher** in 24 Stunden
- ♥ **Kostenloser** Versand (in ganz Österreich)
- ♥ **Kostenlose** Geschenkverpackung
- ♥ Kauf auf **Rechnung/Bankomat/Visa/MC/Diners/**
Paypal/EPS/Sofortüberweisung und Bitcoin



Ein
Geschenkkater,
wie er im Buche steht.

Sie wollen einen Gutscheyn für sich oder als Geschenk?
Dann ist unser "Geschenkkater" im praktischen
Kreditkartenformat genau das Richtige für Sie:

- ♥ entweder bei uns vor Ort wiederaufladbar oder
- ♥ bequem zum Download online als PDF.
- ♥ Einlösbar sowohl in unserem Geschäft
als auch in unserem Online-Shop!

Immer **up to cat**

Unser Newsletter, jederzeit abbestellbar, null verpflichtet:
Lassen Sie sich von unserer elektronischen Katzenpost
inspirieren. Auf Wunsch erhalten Sie regelmäßige
Lese-Empfehlungen aus 14 Themengebieten
und unseren Veranstaltungsnewsletter.

Gleich anmelden unter:
www.heyn.at/newsletter



Buchhandlung HEYN

Kramergasse 2-4 | 9020 Klagenfurt | Österreich

Tel.: +43 (0) 463 54 249-0 | Fax: DW 41

E-Mail: buch@heyn.at | **heyn.at**



VINVM  VIRVNVM



Stadtwerke Klagenfurt

ORF **K**

KÄRNTEN

KUSS & KUSS
FRISEURE

Und was lesen Sie?



Die
Kärntner
Buchhandlung

www.diekaerntnerbuchhandlung.at

Rückblick: Die 28. Lesung des Junior Bachmann Literaturwettbewerbs

2020 lief vieles nicht so, wie wir es gewohnt sind. Im vergangenen Schuljahr veranstaltete das Ingeborg-Bachmann-Gymnasium den Junior Bachmann

Literaturwettbewerb zum bereits 28. Mal. Von Beginn an bildet dessen Abendveranstaltung im Rahmen der „Tage der deutschsprachigen Literatur“ im ORF-Landesstudio jährlich den gebührenden Höhepunkt. Aufgrund der Coronavirus-Pandemie waren wir jedoch

gezwungen auch unseren Schreibwettbewerb neu zu denken. Die Lesung der GewinnerInnentexte zum Thema „Verwurzelt konnte nicht wie gewohnt stattfinden, stattdessen wurden Videos der Lesungen der PreisträgerInnen im Juni online veröffentlicht.

Trotz der widrigen Umstände war es uns ein besonderes Anliegen, den jungen Schreibern eine

Bühne zu geben. Daher durften zumindest die Kärntner GewinnerInnen Ihre Preise am 18.09.2020 im Spiegelsaal der Kärntner Landesregierung entgegennehmen.

Landeshauptmann Peter Kaiser und Bildungsdirektor Robert Klingmair zeichneten die sechs PreisträgerInnen aus Kärntner Schulen aus.

Der Landeshauptmann strich in seiner Rede hervor, dass der Literaturwettbewerb ein wichtiger Beitrag gegen die Banalisierung der Sprache in unserer schnelllebigen und technisierten Welt sei. „Das geschriebene und gelesene Wort und geistig verfasste Werke werden von mir in Zeiten wie diesen mehr denn je geschätzt“, betonte er.

Der Bildungsdirektor betonte, dass die reale Preisübergabe eine Wertschätzung für die PreisträgerInnen sei. „Der Literaturwettbewerb hat sich in Kärnten zu einer internati-

onalen Institution entwickelt. Die Auszeichnung findet trotz schwieriger Zeiten nicht virtuell über den PC statt, sondern hier im Spiegelsaal“, so der Bildungsdirektor.

Selbstverständlich durften sich auch die GewinnerInnen aus Wien und Düsseldorf über ihren Gewinn in Form von Sachpreisen und Büchergutscheinen freuen, ihnen wurden die Preise per Post „überreicht“



Gewinnerinnen des 28. Junior Bachmann Literaturwettbewerbs:

Kategorie I:

1. Platz: Valentina MIRTIC
2. Platz: Mila TROMM
3. Platz: Theresa KENDA

BG/BRG StVeit an der Glan
Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf
Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt

Kategorie II:

1. Platz: Livia GÖSSNER
2. Platz: Mara PAGITZ
3. Platz: Lilia JACOBI

Theresianische Akademie, Wien
Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf

Kategorie III:

1. Platz: Theresa STEINER
2. Platz: Johanna BRUNNER
3. Platz: Tobias PRETT

Centrum Humanberuflicher Schulen, Villach
Slowenisches Gymnasium, Klagenfurt
Peraugymnasium, Villach



Kategorie I

In dieser Kategorie werden die Texte der Schülerinnen und Schüler der 5. und 6. Schulstufe (10- bis 12-Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Gerhard Fresacher • Mag. Andreas Görgei • Mag.^a Karin Prucha
Mag.^a (FH) Bianca Quendler-Blankenhagen • Mag. Dr. Harald Raffer



Gerhard Fresacher

Regisseur. Akademie der Bildenden Künste Wien. Aktuelles Projekt: Raum Acht in Klagenfurt. Schnittstelle zwischen bildender und darstellender Kunst. dark-city.at

Schriftstellerin und Fotokünstlerin

Wächst auf in Kärnten und Wien. Schreibt seit der Kindheit Lyrik und Prosa.

Studium der Germanistik, Kultur- und Kommunikationswissenschaften, Coaching-Ausbildung.

Lebt und arbeitet in Klagenfurt/Celovec freiberuflich als Schriftstellerin, als Dramaturgin und Regieassistentin am Theater, als Coach und Moderatorin. Künstlerische Leitung, Organisation und Inszenierung von ungewöhnlichen Literatur- und Kulturveranstaltungen.

2020 Jahresstipendium Land Kärnten für Literatur



Mag.^a Karin Prucha



Mag. Andreas Görgei

Nach erfolgreichem HTL-Abschluss in Klagenfurt ergaben sich die ersten beruflichen Stationen als Maschinenbautechniker in Offenbach und Ravensburg. Danach folgte das Studium der Betriebswirtschaftslehre in Graz. Nach Tätigkeiten als Unternehmensberater und EDV-Trainer führte der berufliche Werdegang in die damalige Handelskammer Kärnten. Seit 2000 ist Andreas Görgei Leiter des WIFI Kärnten und seit einigen Jahren auch Leiter der Bildungspolitischen Abteilung der Wirtschaftskammer Kärnten.



Mag.ª (FH) Bianca Quendler-Blankenhagen, MA

Geboren und aufgewachsen in Villach. Nach dem Studium „Public Management“ an der Fachhochschule Kärnten elf Jahre in der Medienbranche tätig und davon drei Jahre in Italien. Als Teil des KELAG Teams in der Konzernkommunikation/Corporate Affairs für den Bereich Kooperationen zuständig. In der Freizeit gerne mit der Familie sportlich aktiv.

10. 12. 1956 in Bleiburg als zweites von vier Kindern des Postbeamten und Gastwirtes Kunibert Raffer und dessen Frau Hermine (geb. Grasser) geboren

Als Redakteur zahlreiche Mitarbeiter zu Journalisten ausgebildet, „daneben“ etliche Jahre Lehrbeauftragter der Klagenfurter Universität (Medienkommunikation). Verfasser unzähliger Exklusiv-Geschichten, Reportagen (im Wallraff-Stil) und ungewöhnlicher Interviews (vom Heiligen Vater bis zu Gaddafi).

Zahlreiche Journalistenpreise und Ehrungen. Vom Staatspreis des Wissenschaftsministeriums bis zum „Journalist des Jahres“, vom Ehrenzeichen des Landes bis zum „Kärntner Menschenrechtspreis“. Mitglied des Präsidiums „Kuratorium Sicheres Österreich“.



Mag. Dr. Harald Raffer

Bewertungsübersicht Kategorie I

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Mila Tromm	Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf
2. Platz	Valentina Mirtič	BG/BRG St. Veit an der Glan
3. Platz	Felicitas Grossl	Waldorfschule Klagenfurt
Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl:		
	Amélie Baumann	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Dominik Gragger	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Emma Haas	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Franziska Günther	Albertus-Magnus-Gymnasium, Regensburg
	Isabell Rosenfeld	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium, Düsseldorf
	Jakob Weigl	Erzbischöfliches Privatgymnasium Borromäum, Salzburg
	Johanna Emilia Wille	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Johannes Bayer	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Jonah Luchscheider	Waldorfschule Klagenfurt
	Tara Žakula	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Theresa Kenda	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Ylvie Antonia Pollmann	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium, Düsseldorf

WIR SIND

FÜR EUCH DA!

Krisensicher, zuverlässig, immer.

**Wir arbeiten für euch –
ob Strom, Fernwärme, Erdgas,
Trinkwasser, Telekom oder Mobilität.**

1. Platz
Mila Tromm
 Annette-von-Droste-
 Hülshoff-Gymnasium,
 Düsseldorf

Versteck dich nicht!

Es ist Mittwoch. Ich kauere auf den Planken des Rettungsschiffes. Einem Schiff, das fremden Leuten gehört, die anders aussehen und eine andere Sprache sprechen. Aber sie haben uns gerettet. Es sind gute Menschen, ich weiß es, obwohl ich sie kaum kenne. Es ist früh am Morgen, so früh, dass alle noch schlafen. Unter Deck, auf schmutzigen Matten und eng aneinander liegend schlafen sie. Alle Flüchtlinge teilen sich alles. Ich huste. Es liegt wohl an dem engen Körperkontakt, bei dem sich Krankheiten rasend schnell verbreiten. Aber es geht nicht anders, deshalb muss es so gehen. Das Meer ist ruhig und türkisfarbene Wellen lecken an dem Schiff. Es ist ganz anders, als ich es in Erinnerung hatte. An dem Tag, an dem es passierte war das Meer wild gewesen. Wir saßen in einem winzigen Schlauchboot, eng aneinander geschmiegt und ein Sturm kam auf. Die Wellen peitschten so stark, als wären sie wütend auf unser kleines Schlauchboot, das mitten im Mittelmeer trieb. Und die Wellen ließen ihren unbändigen Zorn an den ängstlichen Insassen aus, die vor ihrem Leben, vor dem Verrat und vor Lügen flüchteten. Es waren normale Menschen, die auf ein besseres Leben hofften und das, was sie antrieb war Sehnsucht und Hoffnung. Das Schlauchboot kippte auf die Seite und ich fiel. Ich fiel in das kühle Nass, das mich schon bald umschlungen hatte. Ich strampelte, doch das Nass zog mich unbarmherzig in die Tiefe. Das was ich zuletzt wahrnahm waren zuckende Konturen über der Wasserober-

fläche. Ich schlug um mich und schrie, doch nur das Meer hörte mich und sein Tosen und Gurgeln kam mir vor wie höhnisches Gelächter.

Eigentlich hätte ich tot sein müssen. Eigentlich würde mein lebloser Körper jetzt im Meer treiben, aber auf wundersame Weise bin ich nicht tot. Ich sitze auf einem Schiff, dessen Besitzer mich und die anderen gerettet hat. Ich kann es immer noch nicht fassen. Ich bin zwar nicht gesund, aber ich lebe. Und das zählt. Die Wolken schieben sich zur Seite und geben die Sonne frei. Ich habe noch nie einen Sonnenaufgang so erlebt und kenne auch nicht das Gefühl von Wonne, das einen durchrieselt, wenn warme Sonnenstrahlen auf der Haut tanzen. Die Sonne ist natürlich kein Gefühl, aber sie ist gelb. Und bei mir haben alle Gefühle eine Farbe. Gelb ist für mich Freude und Humor. Gelb ist strahlend und löst ein Gefühl von Wärme aus. Die Sonne steht knapp über den sanften Wogen des Meeres. Ein orangeroter Ball, dessen Glanz das Meer verfärbt. Eine Schaumkrone treibt auf dem Meer und wird vom milden Wind über das Wasser getrieben. Gischt spritzt auf. Ich atme die salzige frische Meeresluft ein. Es ist kühl, dennoch friere ich nicht. Das Meer regt mich zum Nachdenken an. Weshalb ist es einerseits wild und tosend und andererseits seicht und sanft? Das Meer ist ein Wandler zwischen Stimmungen. Ein Wandler zwischen Gut und Böse und man kann nicht sagen, was von beiden überwiegt. Der Himmel ist fast wolkenlos, nur ein paar Schäfchenwolken sind zu sehen. Wohin man auch blickt, alles ist von Wasser umschlossen. Eigentlich hätte das hier alles wunderschön sein können, aber das ist es nicht, denn ich habe Angst. Angst vor der Weite des Wassers, vor der Unendlichkeit des Ozeans und eigentlich bin ich

nur auf diesem Schiff, um an Land zu gehen. Ich hatte schon mein ganzes Leben lang Angst. Aber als mein Onkel noch lebte, meinte er stets: „Solange du Angst hast, lebst du.“ Doch das beruhigte mich keineswegs. Die Sonne hängt nun wie eine glänzende große Münze vom Himmel herab, was heißt, dass es Mittag ist. Ich will es einfach nicht. Ich will keinen einzigen weiteren Tag auf dem Schiff bleiben. Ich fühle mich hilflos auf diesem Schiff. Ich kann es nicht kontrollieren und da ich auf diesem Schiff bin, kann ich auch mein Leben auf dem Schiff nicht kontrollieren und das gibt mir ein orientierungsloses Gefühl, bei dem mir ganz flau wird. Schnell verdränge ich diesen Gedanken. Ich habe Hunger, doch gestern haben wir die letzten Vorräte aufgebraucht. Ich habe nichts, womit ich mich beschäftigen kann, doch das brauche ich auch nicht. Ich habe mich selbst und ich habe Gedanken. Ich habe Träume. Ich habe Gefühle. Ich kann mich in andere Welten träumen und kann mir über alle möglichen Dinge Gedanken machen. Wie schlimm wäre doch ein Leben, ohne jegliche Gedanken und Träume. Manche Leute wissen so etwas nicht zu schätzen. Manche Leute schätzen andere Dinge. Doch je länger man darüber nachdenkt, desto mehr schätzt man Gedanken, Träume und Gefühle. Für manche Menschen mag das etwas absurd klingen: sich Gedanken über Gedanken machen. Aber man macht sich ständig über alles Gedanken, wieso macht man sich also nicht auch Gedanken über Gedanken? Ich weiß nicht, wie ich auf diese Eingebungen und Überlegungen komme. Sie sind einfach ein Teil von mir, solange ich nichts zu tun habe. Manche Leute macht es verrückt nichts zu tun zu haben, aber ich liebe und genieße diese Zeit. Zeit nur für mich und meine Vorstellungen. Auf einmal schlägt

mein Herz schneller, meine Hände zittern, meine Augen weiten sich. Und plötzlich ist es wieder da, das, was ich verloren habe. Hoffnung. Ich sehe es, wische mir über die Augen und gebe mir eine Backpfeife, um sicher zu gehen, dass das, was ich da sehe, keine Halluzination ist. Ich schließe die Augen, um sie gleich danach wieder zu öffnen. Ganz hinten am Horizont sehe ich es. Es ist Land. Ich erspähe Bergketten, die von grünen Pflanzen überwuchert sind und ich sehe Sand. Als wir näher kommen, erkenne ich, dass es eine Halbinsel ist. Mein Glaube auf ein schönes Leben wird mit der Zeit immer stärker und ich sehe die Chancen, die sich mir bieten. Ich bin eine übergelückliche Hoffnungsträgerin. Die einzigen Fragen, die sich mir stellen, sind: Werde ich willkommen geheißen? Wird unser Schiff an dem Hafen der unbekannten Halbinsel anlegen dürfen und ist es so leicht, ein neues Leben anzufangen? Kann man aus einem alten Leben einfach so hinausschlüpfen, als wäre es ein Kleidungsstück?



Mila Tromm

Ich heiße Mila und bin 11 Jahre alt. Momentan gehe ich in die 6. Klasse des Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasiums in Düsseldorf. Schon früh habe ich meine Leidenschaft zu Worten und zum Schreiben entdeckt. Ich würde mich als kreativ bezeichnen, denn ich denke mir nicht nur gerne Geschichten aus, sondern bastele und zeichne auch viel. Auch beschreiben mich die Wörter tolerant, neugierig und gesellig sehr zutreffend. Außerdem habe ich viel Freude am Lesen. Ich liebe es in andere Welten einzutauchen, mich in Figuren hineinzuversetzen und hautnah bei spannenden Geschehnissen dabei zu sein. In der Schule interessieren mich eigentlich alle Themengebiete und Fächer, aber dennoch habe ich drei Lieblingsfächer. Zu diesen zählen Deutsch, Englisch und Mathematik. Meine Freizeitbeschäftigungen sind Karate, Klavier spielen, backen und mich mit Freunden treffen. Ich bin sehr glücklich, dass mein Text der Jury gefallen hat

2. Platz

Valentina Mirtiĉ

BG/BRG St. Veit an der Glan

Land in Sicht

Ideen sind schon seltsam. An manchen Tagen, meistens, wenn man es am wenigsten erwartet, springen sie aus ihren Verstecken und verfolgen einen geradezu. Und ausgerechnet dann, wenn man gerade einen guten Einfall bitternotig hätte, kommt es einem so vor, als würden sie sich verstecken. Und heute ist so ein Tag. Ich sitze bestimmt schon eine halbe Ewigkeit da und male Kringel und Sternchen auf meinen Schreibblock. Eigentlich sollte ich eine Geschichte zum Thema „Land in Sicht“ schreiben, aber ohne eine gute Idee geht das nunmal nicht.

Und während ich ein etwas schiefes Strichmännchen auf meinen Block kritzle, fällt es mir ein: Ideen verstecken sich an den eigenartigsten Orten, aber besonders oft sind sie da zu finden, wo schon lange keiner mehr war. In alten, leerstehenden Häusern zum Beispiel. Es ist fast so, als hätte jemand, der vor langer Zeit einmal dort war, ein paar Ideen verloren, die nun nur darauf warten, gefunden zu werden. Unser Dachboden ist auch so ein Ort. Warum bin ich da eigentlich nicht früher draufgekommen? Die Leiter, über die man in den Dachboden klettern kann, ist schon ziemlich alt und man muss aufpassen, dass man nicht auf die morsche Stufe tritt. Mama und Papa wollten sie schon durch eine neue ersetzen, aber weil außer mir nur sehr selten jemand auf den Dachboden geht, haben sie es dann doch gelassen. Unser Dachboden ist vollgestopft mit alten Möbeln, Kleidern und allem möglichen Kleinkram. Hier oben entdeckt man immer etwas Neu-

es, und nicht gerade selten findet man zwischen den vergilbten Zeitschriften auf der Kommode oder in einer Kiste, die voll ist mit alten Holzfiguren, eine Idee. Manchmal komme ich hier hoch, wenn mir langweilig ist oder ich gerade einfach Lust dazu habe, in den alten Sachen zu stöbern. Ich setze mich auf den Boden und öffne einen Karton. Etwas Spannendes ist nicht darin, nur einige Skianzüge und ein halbes Dutzend Mützen und Handschuhe; also nehme ich mir den ziemlich alt aussehenden Schrank vor, dessen Türen mit Schnitzereien verziert sind. Ganz oben auf dem obersten Regalbrett thront eine hölzerne Katzenfigur auf einem Stapel alter Zeichnungen und schaut mich mit zusammengekniffenen Augen forschend an. Ich nehme die Zeichnungen heraus. Hinter Zeichnungen steckt nämlich immer eine gute Idee – derjenige, der sie gemalt hat, muss ja auch erst eine Idee gehabt haben. Auf dem ersten Bild ist eine Blumenwiese zu sehen, auf dem zweiten eine Schneelandschaft. Die dritte Zeichnung zeigt ein Schiff, das auf eine kleine Insel am Horizont zusegelt, die vom Sonnenuntergang in ein geheimnisvolles Licht getaucht ist. Ich sehe mir das Bild eine Weile an. Dann nehme ich meinen Block und beginne zu schreiben:

Die Wellen schlugen dumpf gegen den Schiffsrumpf und das Wasser schimmerte dunkelrot im Licht der untergehenden Sonne. Ein leichter Nieselregen fiel, der Himmel wirkte wie ein rotes Meer.

Ich lege den Kopf schief und überlege, ob ich den Anfang so beibehalten soll, dann streiche ich ihn durch und setze den Stift erneut an.

Es war bereits später Nachmittag, die untergehende Sonne färbte

das Meer blutrot. Die Wellen plätscherten sachte gegen den Schiffsrumpf und ein leiser Nieselregen malte kleine Kreise auf das Wasser. An der Reling eines Schiffes, das in den Wellen schaukelte, saß ein Mädchen. Sie hielt einen Zettel in der Hand. Das Papier war schon leicht vergilbt, als hätte es zu lange in der Sonne gelegen, und es war eng beschrieben mit einer altmodischen Handschrift. Die Buchstaben waren verschlungen und groß und wirkten auf dem kleinen Zettel ein wenig eingequetscht. Das Mädchen strich sich eine braune Haarsträhne aus dem Gesicht und begann, ihn erneut zu lesen.

Ich lege den Stift weg. Irgendwie komme ich nicht weiter, die Idee gefällt mir einfach nicht mehr so gut. Und wenn mir eine Idee nicht gefällt, kann sie sich noch so sehr anstrengen und wird trotzdem nie zu einer guten Geschichte werden. Ich muss lachen. Ich stelle mir gerade vor, wie die Ideen die Köpfe zusammenstecken und beschließen, dass sie sich heute vor mir verstecken. Und dann laufen sie alle wie auf ein unsichtbares Kommando davon, nur die älteren Ideen, die sind nicht mehr ganz so schnell und sind deshalb von mir entdeckt worden, weil sie sich nicht rechtzeitig hinter einen Karton oder einen Schrank flüchten konnten. Vielleicht gibt es ja auch so etwas wie einen Ideen-König, der den anderen Ideen sagt, vor wem sie davonlaufen sollen und vor wem nicht.

Und während ich weiter darüber nachdenke, ob dieser König dann auch in einem Schloss wohnt und einen roten Umhang mit Pelzkragen trägt, und dabei ein Strichmännchen mit einer windschiefen, edelsteinbesetzten Krone - die auch Kieselsteine sein könnten - auf meinen Block kritzle, springt sie mir in den Kopf. Die Idee für

meine Geschichte. Jetzt fällt mir auf, dass ich mich eigentlich schon die ganze Zeit mit ihnen beschäftige – Ideen. Ideen sind doch auch irgendwie „Land in Sicht“. Sie sind nicht von Anfang an ausgewachsen. Zuerst sind sie ganz klein und fast gar nicht zu sehen. Wie Inseln, die man nur als winzige Punkte am Horizont sehen kann. Sie kommen einem also nicht von jetzt auf gleich, sondern sind von Anfang an da, so wie kleine Inseln in der Ferne. Aber wenn man anfängt, sich Gedanken über sie zu machen, werden sie immer größer. Dann werden sie zu Städten, zu Ländern, zu Kontinenten. Zu einer eigenen Welt. Zu einer Geschichte.



Valentina Mirtič

Verändert hat sich seit meinem Steckbrief im letzten Jahr nicht wirklich viel. Ich bin mittlerweile ein Jahr älter und mein Bücherregal um viele tolle Bücher reicher. Ich habe seit Februar einen eigenen Blog, „Ein Stapel voller Welten“, und bin trotz Corona ganz schön herumgekommen. Ich bin ein weiteres Mal mit dem Hogwarts-Express auf dem Weg nach Hogwarts durch die schottischen Highlands getuckert, in einem gestohlenen VW-Bus zum Nordkap gefahren und habe mir eine große Plastikstadt mit vielen kleinen Plastikmenschen angesehen. Ich habe mich mit sämtlichen Büchern auf eine Reise begeben, kreuz und quer durch das Leben der Charaktere darin. Apropos Charakter(e): hier gibt es noch ein paar Hashtags zu meiner Person.

#Leseratte, #Buchbloggerin auf #EinStapelVollerWelten, #Potter-Head, #Gryffindor, #unangefochtene Chaos-Queen, #Ideen-Königin, #Tiermensch, #Schaukelmädchen, #Zitatesammlerin, #Tagträumerin

3. Platz
Felicitas Grossl
 5. Klasse Waldorfschule
 Klagenfurt

Land in Sicht

Vor einiger Zeit beschlossen die Freundinnen, Amelie Werner und Lena Schulze, in ihrem Leben etwas anders zu machen. Egal wie, Hauptsache anders. Sie trafen sich in ihrem geheimen „Freundinnen-Versteck“, im Gartenhaus von Amelies Oma, Adelheid Werner. Überhaupt gefiel es den beiden Freundinnen bei Oma Adelheid immer sehr gut. Sie lebte früher mit ihrem ersten Ehemann Ingo Svenson an der östlichsten Ostküste der Ostsee. Auf der Insel Rügen auf Kap Arkona. Sie lebte da zu einer Zeit, als ihr Elternhaus dort noch in einem anderen Land stand. Das Land hieß Deutsche Demokratische Republik, DDR, und sie war damals nicht wirklich frei. Aber ihre Oma erzählte sehr wenig von den schweren Zeiten. Dafür aber erzählte sie gerne und oft die Geschichte wie, sie ihren Ingo Svenson kennengelernt hatte. Er war der Sohn eines Fischers aus dem Nachbarland Dänemark. Eigentlich wurden die Grenzen streng bewacht, und es gab da gleich drei Leuchttürme auf Kap Arkona. Es waren auch immer Grenzsoldaten oben und hatten nichts anderes zu tun, als auf die Ostsee zu schauen. War wohl so, dass sie bei den kleinen Fischerbooten nicht so genau hinschauten. Nur so konnte es gewesen sein, dass Ingo immer mal wieder mit seinem Fischerboot „Emely“ in die kleine Bucht von Kap Arkona kam, um Dorsch zu fangen. Oma Adelheid ging an sonnigen Tagen oft an den Strand zum Schwimmen, wenn sie Zeit hatte und nicht gerade am Bauernhof ihrer Eltern mithelfen musste. An nicht so schönen Tagen ging

sie trotzdem zum Strand, um Muscheln oder versteinertes Harz zu sammeln. Bernstein, der wurde nach Stürmen immer an den Strand gespült. Sie erfreute sich an den schönen Farben, die er hatte, mal war er dunkelbraun, dann sah der Stein wieder aus wie Karamellbonbons.

Bei diesen Ausflügen beobachtete sie auch jedes Mal die Schiffe und Boote, die in die Bucht kamen. Manchmal wurde auch hin und her gewunken. Aber nur einer schwang immer seine rote Pudelmütze durch die Luft. Es kam, wie es kommen musste, nach ewigem hin und her gewinke lernten sich die beiden kennen und verliebten sich. Die Zeiten waren nicht leicht, aber sie hielten zusammen. Das Land verschwand und ebenso die Grenzen, erzählte die Oma. Leider auch ihr Ehemann Ingo Svenson. Die Zeit verging, und auch Oma Adelheid zog es in die Ferne. So war sie mit ihren Fotos, Geschichten und den Bernsteinen, die sie gesammelt hatte, irgendwie nach Kärnten gekommen. Über ihre Reise sprach sie nicht gerne, nur so viel, sie war sehr lange, mit vielen Stationen. Aber eben genau diese Andenken hatte sie in ihrem Gartenhaus aufgehoben, in einer großen, alten Vitrine. Oft standen die Freundinnen davor und erfanden die lustigsten und spannendsten Geschichten.

Eines windigen Nachmittages, einer der ersten Frühlingstage im März, hatten die Mädchen eine Idee ausgeheckt, die sie nicht mehr aus dem Kopf bekamen. Sie wollten nach Kap Arkona, auf den Spuren ihrer Oma sozusagen. Sie fingen an mit der Planung, und so quetschten sie ihre Oma aus, sie wollten einfach alles wissen. Es dauerte aber nicht lange, da bemerkte die schlaue Oma, dass da wohl etwas im Busch sei, was anders war als die Geschichts-Nachmittage, die die drei sonst hatten. Schon bald

rückten die Freundinnen mit ihrem Plan heraus. Sie erzählten Oma Adelheid von ihrem Vorhaben, und es dauerte nicht lange, da hatten sie die gute Oma überredet. Sie konnten es zuerst nicht glauben, aber Oma war gar nicht dagegen, nein, sie wollte die beiden sogar unterstützen. Die Osterferien standen vor der Tür, mit den Eltern war alles schnell besprochen. Sie kannten sich ja untereinander sehr gut und sie wussten, dass Amelies Oma eine echte Abenteurerin war, und man sich auf sie verlassen konnten. Als Ostergeschenke gab es diesmal keine Frühjahreskleider oder Rollschuhe, es gab Zugtickets nach Rügen, genau nach Sassnitz auf Rügen. Für Amelie, Lena und Oma Adelheid.

Sie waren sehr aufgeregt, als sie am Bahnhof in Klagenfurt in den Zug kletterten. Mit ihren Rucksäcken und Fotokameras bepackt gingen sie auf große Fahrt. Sie hatten ein ziemlich bequemes Abteil erwischt. Immer wieder stiegen Menschen in oder aus dem Zug. Sie hatten sehr viel Zeit, um sich über die Reise zu unterhalten. Ihre Fahrt ging ja von Süden nach Norden, durch ganz Deutschland. Eigentlich auch durch ganz Österreich, wenn man genau ist. Über zehn Stunden waren sie jetzt schon unterwegs, als sie in Berlin Hauptbahnhof ankamen. Oma war schon einige Zeit davor immer unruhiger geworden und erzählte wie ein Wasserfall von früher, und was sie so an der Strecke wiedererkannte und was nicht alles neu gebaut wurde. Viele Jahre waren vergangen, als sie mit dem Zug zuletzt ihre Heimat verlassen hatte. Die Mädchen waren auch so aufgeregt, als sie ihre Geschichte hörten, da waren sie gar nicht mehr müde. In Berlin mussten sie umsteigen, alles war anders und viel größer, meinte Oma Adelheid. Zum Glück fanden sie den Bahnsteig rechtzeitig und konnten ihren Regionalzug

nach Rügen noch erwischen. Dann überraschte die drei doch noch der Schlaf. Wach wurden sie, als der Zug in Stralsund in den Bahnhof einfuhr. Da war Oma Adelheid zur Schule gegangen, ins Goethe Gymnasium. Da kamen wieder einige alte Geschichten ans Tageslicht. Die Mädchen lachten sich schlapp, vieles erinnerte sie an sie selbst. Auch die Erwachsenen waren mal Schüler gewesen.

Was aber viel beeindruckender für die drei war, sie sahen zum allerersten Mal auf ihrer Reise die Ostsee. Oma Adelheid konnte ihre Freude nicht verstecken, Tränen liefen ihr über die Wangen, zugleich musste sie aber herzlichst lachen. Sie begaben sich auf den letzten Teil ihrer Reise, über die Rügenbrücke nach Sassnitz. Endlich konnten sie aussteigen. Die Luft, die Ostsee und die Möwen. Vor allem die Möwen und ihr Geschrei, sie waren auf dem richtigen Weg. Schon bald saßen sie im Bus nach Kap Arkona. Gerade als die Sonne richtig hoch am Himmel stand, fuhren sie durch Putgarten, dem Ort, an dem Oma Adelheid aufgewachsen war und auch mit ihrem Ehemann Ingo Svenson gelebt hatte. Oma Adelheid wollte jetzt aber noch nicht nachsehen, ob es den kleinen Hof ihrer Eltern noch gab, sie wollte den Mädchen „Ihre 3 Leuchttürme“ zeigen und natürlich den berühmten Sandstrand. Sie waren so aufgeregt. Die Mädchen betrachteten den alten und den neuen „Putgartener Leuchtturm“, und danach den „Peilturm Kap Arkona“. Der Blick über die Ostsee war atemberaubend. Durch den hügeligen Dünenweg stapften die drei auf dem Wanderpfad „Steile Kreide“ Richtung der Badebucht aus Oma Adelheids Jugend, den „Siebenschneiderstein“. So standen sie sprachlos am weißen Sandstrand und schauten in die etwas dunstige Bucht, die vor ihnen lag. War da hinten nicht ein kleines Fi-

scherboot, nicht weit entfernt und konnte man da nicht die Umrisse eines Fischers sehen, der seine Pudelmütze schwang?

Eine rote!



Felicitas Grossl

Name: Felicitas Grossl

Alter: 10 Jahre

Geburtsdatum: 22.07.2010

Familie: 3 Geschwister

Land: Österreich

Wohnort: Ebenthal

Haustiere: 2 Hunde, 1 Schildkröte

Schule: Waldorfschule Klagenfurt

Klasse: 5. Klasse

Hobbys: Fahrradfahren, Lesen

Amélie Baumann
Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt

Land in Sicht

Die Menschen glauben sie wären so toll. Die ganze Welt ist von ihnen voll.
 Was die Menschen der Erde antun ist unfassbar, doch den meisten noch gar nicht klar.
 Es fängt schon damit an, mit ganz kleinen Tieren, Spinnen, Käfer, Gelsen und Fliegen, die wir manchmal aus
 Versetzen in die Wohnung kriegen, wir töten sie als wären sie nicht hier, doch sie
 haben ein Leben genau wie wir.
 Die Menschen denken sie wären unschlagbar, doch dann war Corona da.
 Corona hat sich gerächt, das ist nicht nur schlecht
 Corona ist zwar schlecht für die Menschen und deren Geld, aber gut für die Umwelt!
 Doch leider fängt es wieder an, was Corona nicht verhindern kann.
 Dumm sind die Menschen, das sie sich schon selber bekämpfen.
 Die Menschen mit ihren blöden Waffen, doch sie wollen noch mehr erschaffen.
 Menschen schlachten Tiere, die auch Leben, traurig, das sie ihnen keine Chance geben.
 Die Welt wird einmal untergehen, dann werden die Menschen blöd da stehen.
 Da nützen ihre Waffen nichts mehr, dann ist die Erde leer.
 Aber vielleicht ist ja noch ein bisschen Land in Sicht und im dunklen Tunnel ein bisschen Licht,
 denn das könnt ihr noch verhindern und den Schmerz der Erde lindern.
 Benutzt kein Whats App, Snapchat, Nachrichten, Facbook, Instergram und Twitter, schreibt doch
 Mal Briefe wie die Ritter.
 Warum Google alle Fragen schenken, lieber auch Mal selbst nachdenken.
 Geht euch doch Mal in der Natur umschauen, bevor die Menschen mit Äxten alles abhauen.
 Fährt mit dem Bus und nicht mit dem Flieger, das ist der Natur auch viel lieber.
 Kauft nur Bio-Fleisch, das heißt die Tiere hatten ein schönes Leben, und ihr solltet euer Geld nicht
 unnötig ausgeben.
 Schmeißt euren Müll nicht auf den Weg damit es der Natur bald besser geht.
 So habt ihr ein besseres Leben und könnt euren Kindern eine gute Zukunft geben.

Denkt immer dran: Land in Sicht

Dominik Gragger
 Ingeborg-Bachmann-
 Gymnasium, Klagenfurt

Wir schreiben das Jahr 2020. Alles begann wie immer, wir feierten Silvester, zündeten ein Feuerwerk, machten Vorsätze für das neue Jahr und sprachen wie immer darüber, wie großartig das gerade begonnene Jahr werden würde. Die ersten zwei Monate lief auch noch alles wie am Schnürchen. Wir gingen Schifahren, eislaufen, hatten viel Spaß und auch in der Schule funktionierte alles zur vollsten Zufriedenheit. Doch plötzlich fing etwas an, womit niemand gerechnet hatte: Die Meldungen in den Nachrichten, in sämtlichen Medien, überschlugen sich. In Asien war ein neuartiges Virus aufgetaucht, für das es noch keine wirksamen Medikamente gab, welches als extrem ansteckend eingestuft wurde und sich dadurch rasend schnell verbreitete. Trotz rascher Einschränkungen im Flugverkehr und Reiseverkehr sprang es in kürzester Zeit über Länder und Kontinente und kam so auch bei uns in Europa und Österreich schnell an. Als man das Virus genauer unter die Lupe nahm, stellte man fest, dass es sehr gefährlich, mitunter sogar tödlich für ältere Menschen und Personen mit Immunschwäche, war. Man nannte es Coronavirus (Covid-19). Von da an ging es Schlag auf Schlag: Grenzen und Flughäfen wurden geschlossen, Geschäfts- und Lokalbesuche waren nur noch mit strengen Auflagen und Mundschutz möglich, bis auch diese sogar schließen mussten, wie in Folge auch Freizeiteinrichtungen, Kindergärten und auch Schulen. Man fühlte sich wie auf einem sinkenden Schiff, das mit Beginn des Lockdowns (Ausgangssperre) gefühlt endgültig unter einem versank. Nach einigen Monaten des Strampelns im

Ungewissen kam mit den sinkenden Corona-Zahlen, Anfang des Sommers, die erfreuliche Wende. Es schien, als würde sich alles wieder in Richtung Normalität bewegen. Geschäfte, Gastronomie, Frisöre und Freizeiteinrichtungen konnten wieder öffnen, auch die strengen Grenzkontrollen wurden aufgehoben, was es uns ermöglichte, zwar mit Einschränkungen, aber doch in andere Länder zu reisen. Langsam verschwanden die Ängste und Depressionen, wodurch man die Sommerferien entspannt und unbeschwert genießen konnte. Ende Sommer, als gerade das Gefühl aufkam, es überstanden zu haben und zurück im gelobten Land zu sein, schlug das Virus erneut mit voller Breitseite, noch erbarmungsloser und härter, zu. Schnell wurde klar, dass die erholsamen Sommermonate sich nur wie Inseln für Schiffbrüchige verhielten, um sich kurz zu erholen, sich nun jedoch das Strampeln im Ungewissen Fortsetzen würde. Wieder jagte eine Maßnahme die andere, abermals schlossen Grenzen und Flughäfen, gefolgt von Schulen, Kindergärten, Freizeiteinrichtungen und Geschäften. Während Wissenschaftler und Mediziner verzweifelt nach einem wirksamen Mittel zur Bekämpfung der Krankheit suchten, hatte sich das Virus bereits global ausgebreitet und sorgte weltweit für viele Todesopfer und Engpässe in der medizinischen Versorgung. Das nicht sehr häufig verwendete Wort Pandemie war nun in aller Munde, diese führte schließlich und endlich zu verschärften Ausgangssperren, was ein normales Leben unmöglich machte. Viele Menschen verloren ihre Einnahmequellen, auch soziale Kontakte konnten nicht mehr gepflegt werden, nicht mal an den wichtigsten Feiertagen des Jahres war ein friedliches Zusammenkommen mit den Liebsten in Aussicht.

Kurz vor Weihnachten, es war fast wie ein Wunder, verbreitete sich die Nachricht, welche den Menschen Hoffnung gab, dass die ersten wirksamen Impfstoffe gegen Covid-19 freigegeben werden können. Nur einige Tage später, ohne nennenswerte Verzögerung, wurde weltweit mit dem Impfen begonnen. Es ist zwar noch einiges an Anstrengung notwendig, um wiederaufzubauen, was durch die Pandemie vernichtet wurde. Dank der fortschrittlichen Wissenschaft und des schnellen und entschlossenen Handelns bezüglich des Impfstoffes ist nun jedoch endlich wieder Land in Sicht. „doch nicht ich!“ Und zu meinem Entsetzen erwiderte eine Stimme: „Oh nein, Bella, das bist nicht du. Das ist deine Schwester.“ Da sah ich, dass ein Mann in der anderen Ecke des Lieferwagens saß und mich schon die ganze Zeit heimlich beobachtet hatte. Was? Wie? Eine Schwester? In meinem Kopf drehte sich alles und mit panischer Stimme erwiderte ich: „Wer bist du eigentlich und was hab ich denn getan und... und... nein, das kann nicht stimmen. Ich habe keine Schwester. Und wo fahren wir eigentlich hin?“ Doch bevor ich richtig ausreden konnte, streute er abermals das Pulver in meine Richtung und ich verlor erneut das Bewusstsein.

Als ich Stunden später wieder erwachte, sah ich in die dunkelblauen Augen eines Mädchens, das tatsächlich so aussah wie ich. Oh mein Gott, wie konnte das nur sein?

Das Letzte was ich sah, war mein Zwilling mit einem hämischen Grinsen im Gesicht und dann... ertönte ein Schuss.

Emma Haas
Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium, Klagenfurt

An einem warmen Tag im Frühling ging Timo mit seiner Mutter zum Meer Essen suchen. Die zwei Eisbären lebten auf dem Nordpol. An diesem einen Tag war es besonders heiß und die Sonne schien ihre warmen Strahlen auf die noch winterliche Landschaft. Auf dem Weg zum Meer sahen die zwei wie die Eisberge schmolzen und sich Risse im Eis formten. Laut donnernd lösten sich große Eisblöcke und stürzten in die Tiefen. Timo bekam schrecklich Angst als unter ihnen ein lautes knacksen zu hören war. Der kleine Eisbär hatte nicht so ein gutes Gefühl bei der Sache, doch seine Mutter ging zügig weiter.

Als sie beim Meer ankamen sprangen die beiden ins Wasser, Timo liebte es zu schwimmen. Er tollte im Wasser, tauchte unter und sah sich die vielen bunten Muscheln am Grund des Ozeans an und tauchte wasserspuckend wieder auf. Seine Mutter tauchte auch unter. Nach einer Weile schwamm sie wieder zurück an die Oberfläche. Sie hatte einen riesigen, grauschimmernden und zappelnden Fisch im Maul, den sie mühsam auf die Eisdecke zog, auf der Timo saß und sein Fell in der Sonne trocknete. Gemeinsam aßen die Beiden den großen Fisch mit Schuppen und Gräten auf, nach dem Fisch waren beide sehr satt.

Plötzlich knackte es so laut neben ihnen und der Eisteil auf dem sie oben waren brach ab. Beide probierten zurück Richtung Land zu laufen - doch es war zu spät, das Eis brach so gerade ab das die Eisbären nur noch zusehen konnten, wie ihre Scholle ins offene Meer getrieben wurde. Timo's Mutter hätte es noch geschafft, die Strecke zum Land zurück zu schwimmen

- doch der kleine Timo hätte dies aufgrund der starken Strömung niemals überlebt. So konnten sie nur zuschauen, wie ihre Heimat immer kleiner wurde und schliesslich am Horizont verschwand.

Timo war sehr verwirrt als er seine Mutter ansah, die traurig ins Wasser blickte. Er fragte sie was los sei und ob sie nie wieder zurück nach Hause kommen würden. seine Mutter blickte ihn hoffnungslos an - ohne Land konnten sie nämlich nicht überleben, und sie wusste, dass die Scholle immer kleiner schmelzen würde. Mit Tränen im Gesicht legte sich der kleine Eisbär auf das harte Eis, er schlief ein und wachte am nächsten Morgen wieder auf. Als Timo aufwachte merkte er, dass das Eis schon ein bisschen kleiner war. Er sah sich um und sah nirgendwo seine Mutter, Timo erschrak. Auf einmal tauchte sie mit zwei kleinen Fischen im Maul auf. Als er sah, dass seine Mutter wieder da war, war er sehr erleichtert und gleichzeitig auch ein wenig glücklich. Beide aßen zufrieden den Fisch. Tage lang saßen sie auf dem Eis und schauten in den unendlich weiten Ozean. Sie waren jetzt schon vier Tage auf dem Eis, das Eis war jetzt nur noch die Hälfte von dem was vor vier Tagen noch da war. Timo's Mutter war sehr schwach und durstig wegen der strahlenden Sonne, die jeden Tag auf die Eisscholle prallte. Sie waren ihr schutzlos ausgeliefert. Und während Timo sich im Schatten seiner Mutter abkühlen konnte, musste sie die Hitze aushalten. Sie hatte keine Kraft mehr zu fischen. Am Abend schliefen beide erleichtert ein, da es abkühlte.

Ein lautes brüllen, dass wie Timo's Mutter klang, weckte den kleinen Eisbären auf. Sofort geriet er in Panik, denn seine Mutter war auf einer anderen Eisscholle als er. Scheinbar war die Eisscholle in der Nacht in zwei Teile gebrochen und

seine Mutter entfernte sich immer weiter weg von ihm. Als Timo nur noch einen kleinen Punkt von seiner Mutter sehen konnte, wollte er vor Trauer zerplatzen. Auf einmal sah er ein riesengroßes Schiff, dass auf seine Mutter zusteuerte und vor ihrer Scholle stehen blieb... und Timo's Mutter mitnahm.

Timo weinte nur noch. Er weinte und weinte. Doch als er seine von Tränen verklebten Augen öffnete sah er Land. Er konnte es nicht glauben und rieb deshalb die letzten salzigen Tränen aus seinen Augen. Aber es stimmte! Es war Land in Sicht.

Nun fiel die ganze Trauer von ihm ab und er war wieder sehr fröhlich. Als er an Land ging merkte er aber, dass es nicht sein zu Hause war, sonder ein sehr heißer und für ihn unbekannter Ort. Er erkundigte sich und fand dann eine Palme, die einen kühlen Schatten erzeugte. Timo ruhte sich erst einmal aus. Am nächsten Morgen schleckte ihn etwas nasses im Gesicht ab, er wachte auf und sah nur Gitter. Er war über Nacht gefangen genommen und in den örtlichen Zoo gebracht worden, in dem die Menschen sehen konnten, welche Tiere in entfernten Regionen vom aussterben bedroht waren. Da stand plötzlich seine Mutter und ein paar andere Eisbären. Noch einmal schleckte sie ihm über sein Fell und er kuschelte sich an ihr weiches Fell. Er war sehr hungrig und aß einen toten Fisch, den eine komische Gestalt ihm hinwarf und leise mit ihm sprach.

Timo und seine Mutter lebten von nun an am Festland - weit weg von ihrer Heimat. Man fand es zu riskant, die Eisbären wieder in die Freiheit zu entlassen. Denn es war bekannt, dass die Pole schmolzen und die Eisbären ihren Lebensraum verloren. Und die Menschen entschieden, dass nur das Leben im Zoo das Überleben der Eisbären sichern konnte.

Franziska Günthner
 Albertus-Magnus-
 Gymnasium Regensburg

Anker werfen

M25.5.2019, das Datum, das alles veränderte.

Es war kurz nach Mittag, die letzten Abiturprüfungen waren getan und ich war auf dem Weg nach Hause. Ich bog um eine Hausecke, tief in Gedanken an mein Abi versunken, als der schrille Klingelton meines Handys mich aus den Gedanken riss. Als ich abhob, konnte ich mich nur noch an den einen Satz erinnern, der von einer tiefen Stimme gesagt wurde: „Es tut mir leid, aber Ihre Eltern hatten einen Autounfall, sie haben leider nicht überlebt.“ Ich konnte es am Anfang gar nicht richtig fassen, doch dann brach eine Welle aus unendlicher Trauer und Schmerz über mich zusammen, das Handy glitt mir aus den Händen und ich sank zu Boden. Ich versuchte Luft zu holen, doch ich ertrank immer wieder in neuen Wellen von Kummer und Schmerz. Röchelnd holte ich Luft und Tränen strömten über mein Gesicht. Eine Passantin wurde auf mich aufmerksam und fragte mich liebevoll, was denn los sei und ob sie mich nach Hause bringen soll. Da ich nicht wusste, ob ich es allein nach Hause schaffen würde, nickte ich vorsichtig und gab ihr meine Adresse. Netterweise stellte sie kaum Fragen und begleitete mich still nach Hause. An der Haustür meines einst so friedlichen Heimathafens verabschiedete sie sich, ich murmelte ein „Danke für Ihre Hilfe“ und schloss die Haustür leise hinter mir. Ich schaffte es gerade noch so zum Sofa, bevor ich zusammenbrach und unermüdlich Tränen über mein Gesicht flossen. Meine Hündin Coco, schien genau zu wissen was los war, denn sie jaulte und dieser Laut war von

Schmerz, Verlust und Trauer getränkt. Ich vergrub mein Gesicht in ihrem Hals und mit ihr als Anker in meinem Wirbel aus Gefühlen schlief ich schließlich ein. Ich träumte von der Hausbootreise, die ich mit meinen Eltern und Coco unternehmen wollte, nachdem ich mit meinem Abi fertig war. Ich wollte studieren und richtig durchstarten, alles hatte ich mit meinen Eltern geplant. Alles wäre so perfekt geworden... Als ich aufwachte, brauchte ich einen Moment, bis die Realität mich einholte. Meine Eltern waren tot, meine Pläne von einer wundervollen Hausboottour und einem tollen Studium waren ins Wasser gefallen. Voller Verzweiflung vergrub ich meinen Kopf in meinen Armen. „Was sollte ich nur tun?“ In den nächsten Wochen zog ich mich immer weiter in mich selbst zurück, sprach nur, wenn ich musste, und vermied Kontakte so weit wie möglich. Bis eines Tages eine Mail von einem Bekannten kam, ob ich denn unser Hausboot nächste Woche brauche. Ich überlegte lange und die Entscheidung, die ich traf, war mit Abstand die beste, die ich hätte treffen können. Am darauffolgenden Tag packte ich meine Koffer, um mit Coco die ursprünglich geplante Reise nach Berlin anzutreten. Weg von all den Menschen, deren Beileidsbekundungen mich überrollten und deren fröhliche Aura mich erdrückte. Das Taxi, das mich zum Hafen brachte, roch nach Rauch und ich konnte die Risse, auf denen ich saß, deutlich spüren. Als wir ankamen und ich die Tür öffnete, streifte eine sanfte Brise beruhigend über meine Wangen. Erinnerungen an den Kauf und die erste Tour mit meinen Eltern stiegen in mir hoch, Erinnerungen an das glückliche Lächeln meiner Mutter und das aufgeregte Lachen meines Vaters. Wenn sie doch nur hier wären! Cocos Bellen riss mich aus meinen Gedanken. Sie flitzte vor

Aufregung hechelnd an mir vorbei. Der Taxifahrer half mir noch mit meinem Gepäck, ich zahlte und verabschiedete mich. Zusammen mit Coco stand ich vor dem Boot. Ich nahm all meinen Mut zusammen und überwand die letzten Zentimeter des Steges. Beim Ablegen zerzauste der Wind mein Haar und leichter Nieselregen befeuchtete mein Haar. Ich lenkte das Boot an Segelschiffen, Motor- und Tretbooten vorbei und für einen kurzen Moment konnte ich den erdrückenden Schmerz und die Angst verdrängen. Doch in meinem Unterbewusstsein lauerten sie wie ein hungriges Tier. Mehrere Tage verstrichen, ohne, dass ich mich groß an etwas erinnerte. Ich war so vertieft in das Chaos in meinen Gedanken, dass mich nachts Albträume aufschrecken ließen und mich immer wieder in dunkle Tiefen zogen. Es war eine Zeit, in der ich ziellos über das Wasser fuhr, ohne Anker, ohne Halt, ohne Zuflucht, jeder Gedanke an meine Eltern und an meine Zukunft zog mich unter Wasser, nahm mir die Luft zum Atmen und setzte mich dem Gefühl vollkommener Hilflosigkeit aus. Eines Morgens ging ich zufällig, in Gedanken versunken, zu meinem Schrank, als ich auf einer Kommode ein Buch entdeckte, das eigentlich meiner Mutter gehört hatte. Zuerst wollte ich einfach wegsehen, aber dann fiel mir das Cover ins Auge. Es war oben schwarz, mit dunkel-grauen Wolken und einem Sichelmond, nicht leuchtend, wie er oft dargestellt wird, nein, dieser hier war düster und blickte mich einsam an. Doch unten war die Seite in fröhlichen Farben gestaltet, es flogen Schmetterlinge umher und die Sonne schien. Mittendrin stand in schnörkeliger Schrift „Das Lied des Lebens“. Ich nahm es und kurz darauf saß ich schon auf dem Deck in einem Liegestuhl und war dem Buch längst verfallen. Während ich

las, verzogen sich die dunkelgrauen Wolken allmählich und die Sonne kämpfte sich langsam durch das Wolkenmeer. Ich las so lange, bis ich auch die letzten Worte in mich aufgesogen hatte. Er-schöpft, aber gleichzeitig seltsam ruhig ging ich zu Bett und wachte überraschenderweise in der Nacht nicht auf. So ging es auch die nächsten Tage weiter, ich las mich durch die Buchsammlung meiner Mutter und fühlt mich ihr dabei seltsam nahe. Langsam gingen allerdings die Vorräte zuneige und ich beschloss in Potsdam an Land zu gehen, um einzukaufen. Nach-dem ich das Boot verlassen hatte, bemerkte ich, wie viel weniger mich die Menschen, im Ge-gensatz zum Anfang meiner Reise, störten. Ich kam an einem kleinen Café vorbei, in dem nicht viel los war, und setze mich spontan an einen kleinen Tisch am Fenster. Von dort aus konnte ich den Wanderweg, den Fluss und die Menschen beobachten, die lachend, ernst, ge-stresst oder glücklich in verschiedene Richtungen eilten. Als meine heiße Schokolade und mein Stück Brownie kamen, bedankte ich mich lächelnd bei der netten Bedienung. Nach dem ersten Bissen meines Kuchens war ich überwältigt von dem intensiven Geschmack der dunklen Schokolade, einfach köstlich. Ich hatte den Geschmack noch im Mund, als ich abends im Bett lag und mich lächelnd an den Tag erinnerte. In den nächsten Tagen ging es mir immer besser, ich stand mit einem Lächeln auf und freute mich über die Sonne, die mich vom Himmel begrüßte. Endlich hatte ich wieder eine Art Anker gefunden, der mich davor be-wahrte, weggeschwemmt zu werden. Durch diese Reise war die Kraft in mir zurückgekehrt. An dem Tag, an dem ich mein Ziel Berlin erreichte, sprudelte ich vor Energie und konnte es kaum erwarten, die ganzen Sehenswürdigkeiten, die vielen Menschen, die

Straßenmusiker und die unzähligen Geschäfte zu erkunden. Als ich am Abend erschöpft, aber vollkommen zufrieden auf einer Holzbank am langsam dahingleitenden Fluss saß und den rot-orange be-malten Himmel betrachtete, kam ein Typ in meinem Alter auf mich zu und fragte, ob er sich zu mir setzen dürfe. Sein freundliches Gesicht unter den zerzausten, schwarzen Locken wirkte sehr vertrauenswürdig und in den dunkelblauen Augen spiegelte sich die unterge-hende Sonne. Ich nickte und er lächelte mich verschmitzt an. Wir redeten bis tief in die Nacht, betrachteten die vielen glitzernden Sterne und den vollen Mond, der aussah, als wäre er einem Traum entsprungen und ich wusste, ich war wieder in meinem Leben angekom-men.

Isabell Rosenfeld
Annette-von-Droste-
Hülshoff-Gymnasium,
Düsseldorf

Land in Sicht

Ich bin wieder im Schwimmbad. Dort wo ich mehr als die Hälfte meiner Zeit verbringe. Im Wasser fühle ich mich jedoch verloren. Aber wenn ich den Drang habe hinzugehen tue ich das, warum weiß niemand.

Mein Leben ist die reinste unvorstellbare empörende Geschichte, die man hören mag. Ich würde einen Besen verspeisen wenn sich jemand ein Leben meiner Art, mit meinen Problemen und meinen Umständen wünschen würde. Doch bisher kann ich nur hoffen das alles im Leben sich aus balanciert und Angst, Leid, Gefahren, Gewalt und andere hinterhältige Absichten die Welt nicht mehr belasten.

Nun, man fragt sich sicher warum ich alles leid wie eine Last immer mit mir trage und alles so grausam ist. Ich lebe in einem armen Viertel, genauer gesagt Hakinge in Mazedonien. Ganz am Anfang lebten meine überwältigenden Eltern und ich in Yakarea, wo die Leute sehr wohlhabend waren und wo selbst in den verabschäulichsten Alpträumen eine Qual die mir immer geschieht, als Todesqual bezeichnet wird. Doch nach den drei verzaubertsten Jahren in den meine gnadenreichen himmlischen Eltern mir den Namen Cordelia gaben wie im Fluge vergingen starb mein Vater und alles wurde Schwarz.

Ich wusste sofort das nichts mehr sein würde wie es mal war. Meiner Mutter fehlte nun ihre Löwenstärke zum arbeiten. Für gewöhnlich arbeitete sie als Reporterin was ihr stets ins Gesicht pure Freude brach die sie früher jedoch immer besaß. Seitdem arbeitete sie nur noch als

Putzfrau und verdiente weniger als ein Drittel im Gegensatz zu vorher weswegen wir auch schwerem Herzens aus unserem prächtigem Zuhause umziehen mussten. Ich leide. Meine Mutter vertuscht es und zieht immer die „Happy“-Maske auf aber tief in ihren Augen spüre ich Frustration und Verzweiflung. In der Schule werde ich gemobbt. Tag für Tag werde ich wegen meiner angeblichen Nerdbrille gehänselt. Aber was soll ich tun? Wir haben kein Geld für eine neue. Es geht mir so als wäre ich ein Blatt was nicht bemalt sondern zerrissen wurde oder wie ein Puzzleteil was fehlt. Und somit bin ich ein reiner Außenseiter.

Nur im Wasser. Dort suche ich ständig nach etwas ganz besonderem. Meine Mutter, Sie war immer für mich da. Sie reichte mir immer Boden unter den Füßen und hat mich immer getröstet, war an meiner Seite und selbst in den schwierigen Zeiten gingen wir durch dick und dünn. Sie tut alles dafür das es mir und den Mitmenschen gut geht. Sucht immer den Regenbogen im Regen, egal wie tief man im Matsch steckt. Hauptsache die anderen fühlen sich gut, vor allem ich soll mich gut fühlen. Das ist ihr Motto und das wofür sie noch lebt und kämpft. Denn anders als ich ist sie eine Kämpferin mit Mut und Verstand und zieht ihr ding durch. Doch trotz allem konnte ich immer mit ihr sprechen. Über meine Sünden, über meine Fehler oder die Fehler von anderen. Meine Mutter hat mich gelehrt das es kein perfekt gibt und alle auf ihre ganz eigene Weise besonders sind, doch Sie ist perfekt.

Eigentlich war meine Mutter das Stück Land was ich immer im Wasser suchte! Jetzt sehe ich endlich Land in Sicht. Und zwar das Land das sich nicht mit Worten beschreiben lässt sondern nur mit reinen unvergleichbaren Gefühlen. Das Land was mir alle Freiheiten

lässt war immer bei mir.

Jakob Weigl
Erzbischöfliches Privattgymnasium Borromäum, Salzburg

Liebe, Glück und Zuversicht

Tenko war ein großer, kräftiger Mann mit stechend blauen Augen, strohblonden, kurzen Haaren und rötlichen Bartstoppeln. Er lebte auf einer kleinen Insel mitten im türkisgrünen Meer mit seinem besten Freund Milo und ihren beiden Familien. Dieser war einen ganzen Kopf kleiner mit dunklem, wallendem Haar und braunen, freundlichen Augen.

Die beiden Familienväter waren besorgt, weil eine unbekannte Krankheit in ihrer Gegend ausgebrochen war. Niemand wusste einen Rat oder ein Heilmittel dagegen. Tenko und Milo suchten auf der ganzen Insel nach einem Medikament, um die Krankheit zu überwinden.

Eines Morgens fanden sie am Strand eine Flasche, die die Wellen angespült hatten. Sofort gingen die beiden ans Werk und öffneten die Flasche. Darin befand sich ein vergilbter Zettel mit einer Botschaft: „Gegen jedes Leid helfen Liebe, Glück und Zuversicht.“

Nun hatten sie endlich eine Lösung! Das Komische war aber, dass ihnen die Worte gar nicht bekannt waren. Tenko und Milo hatten keine Ahnung, was Liebe, Glück und Zuversicht waren. Sie kannten keine Kräuter mit diesen Namen. Was sollten sie machen? „Wir müssen diese Zutaten finden. Hast du schon einmal von diesen Dingen gehört?“, meinte Tenko nachdenklich. „Nein, habe ich nicht. Warum fragen wir nicht auf unserer Nachbarinsel?“, fragte Milo. „Gute Idee!

Fahren wir hinaus aufs Meer!“, rief Tenko begeistert, das Ziel schon vor Augen. Die zwei Freunde hatten leider nur ein kleines Boot. Es war kaum größer als eine Nusschale, aber es sollte für die Fahrt reichen. Da wussten die Männer noch nicht, in welches Abenteuer sie auf ihrer Suche geraten würden. Am nächsten Tag war es sonnig – perfekt, um in See zu stechen. Sturm oder schlechtes Wetter waren nämlich nicht gut auf hoher See. Die sich der Gefahr nicht bewussten Abenteurer wollten ja heil zurückkommen. Ihre Familien verabschiedeten sich und die Männer stiegen in das kleine Boot. Das hatten ihre Frauen vor der Abfahrt noch gründlich geputzt und mit reichlich Proviant ausgestattet. „Gute Fahrt!“, riefen ihre Familien winkend hinterher.

Auf ihrer Fahrt orientierten sich die Kameraden an der Sonne. Es dauerte zwei Tage, bis die beiden die Nachbarinsel erreichten.

Die starke Mittagssonne brannte auf die beiden Freunde herab. Das ruhige Meer sah richtig einladend aus für eine erfrischende Schwimmrunde. „Denkst du, was ich denke?“, fragte Tenko, der schon eine Ahnung hatte, wie die Antwort lauten würde. Er wurde nicht enttäuscht. Milo ging in die Hocke und sprang mit seinem Freund um die Wette. Einmal holte Milo sich den Sieg und einmal sprang Tenko am weitesten. Jetzt kam der entscheidende Sprung. Milo machte einen mächtigen Satz. Als er aber auftauchte, schrie er erschrocken auf: „Hilfe, da treibt ein Mensch im Wasser!“ Sofort schwamm Tenko zu seinem Freund und zusammen hievten die hilfsbereiten Männer den Schiffbrüchigen an Bord.

„Er bewegt sich nicht! Schnell, wir müssen ihn beatmen, vielleicht ist er ja noch am Leben!“, meinte Tenko. Nachdem die beiden ausgiebig Erste Hilfe geleistet hatten, prustete und spuckte der Mann Wasser aus

seinem Mund. Langsam öffnete er seine grünen Augen. „Da habe ich noch mal Glück gehabt!“, nuschelte er durch seinen dichten Bart. „Du hast was?“, fragte Milo den Geretteten aufgeregt. Sie hatten scheinbar das Glück gefunden. „Kannst du uns etwas Glück abgeben?“

Der Schiffbrüchige richtete sich langsam auf und keuchte: „Leider kann ich euch kein Glück geben. Es ist nichts zum Anfassen. Aber ich werde euch erzählen, was es heißt, Glück zu haben.“ Der rundliche Mann stellte sich als Dobo vor und erklärte ihnen: „Glück ist für mich, wenn das eigene Boot untergeht, aber man von anderen gerettet wird.“ Tenko dachte scharf nach und folgerte: „Dann ist das also Glück, wenn man schwierige Lebenslagen unbeschadet übersteht?“ Nach Stunden im kühlen Wasser nickte Dobo bibbernd. „Tenko, wir haben das Glück gefunden!“, jubelte Milo mit immer lauter werdender Stimme. „Dobo, weißt du auch, was Liebe und Zuversicht sind?“, fragte Tenko aufgeregt in der Hoffnung, dass Dobo auch diese zwei Zutaten kannte. Leider wusste er es aber nicht.

Dobo war mit seinem Boot ebenfalls losgezogen, um nach einer Heilung gegen die Krankheit zu suchen. Glück hatten seine Retter bereits gefunden. Tenko und Milo hatten nun einen neuen Freund, der ihnen helfen sollte, das Heilmittel fertigzustellen.

Nach einem weiteren langen Tag auf See kam endlich Land in Sicht. Alle freuten sich und hofften, der Heilung einen Schritt näherzukommen. Als sie den Anker setzten und von Bord gingen, wurde das Trio freudig von den Einheimischen begrüßt. „Hallo! Wir kommen wegen der Krankheit. Könnt ihr uns sagen, wo wir Liebe und Zuversicht finden können?“, waren Tenkos erste Worte. Eine alte Frau sprach für die ganze Insel: „Leider wissen wir auch nicht, was

Liebe ist. Zuversicht aber ist, wenn man spürt, dass alles irgendwann gut ausgeht. Wir hatten immer die Zuversicht, dass jemand zu unserer Rettung kommt.“

Milo erzählte den Bewohnern von der Flaschenpost, die sie gefunden hatten. Nun kannten alle die Zutaten Glück und Zuversicht.

„Aber wir suchen schon seit Tagen auch die Liebe und finden sie nicht!“, sagte Tenko verzweifelt. „Ich vermisse meine Familie schon so sehr. Lasst uns jetzt nach Hause fahren. Vielleicht finden wir auf dem Heimweg die Liebe ja auch noch irgendwo.“ Dobo meinte: „Dann ist es beschlossen, wir fahren ab!“ „Auf Wiedersehen, ihr wart uns eine große Hilfe. Falls wir die Liebe doch noch entdecken, werden wir euch eine Nachricht schicken“, bedankte sich Milo. Hoffnungsvoll schauten die Inselbewohner ihnen nach.

Das kleine Boot mit den drei Kameraden nahm wieder Fahrt auf. Die Nusschale schaukelte über das unruhige Meer, immer stets die Richtung der Heimatinsel im Blick. Dobo überlegte, ob er mit seiner Familie zu Tenko und Milo auf deren Insel umziehen sollte. Auf seiner Insel lebten sie nämlich ganz alleine und seine neu gewonnenen Freunde wollte er nicht so schnell aufgeben. Sie waren ihm ans Herz gewachsen. Dobo war krank von zuhause aufgebrochen, doch nun ging es ihm schon viel besser. „Was eine Bootsfahrt so bewirkt“, dachte er sich. Er wollte die anderen nicht damit ablenken, weil diese schon so in Vorfreude auf ein Wiedersehen mit ihren Familien waren. Da riss ihn ein Rufen aus seinen Gedanken: „Land in Sicht! Milo, Dobo, wir sind da!“

Die drei konnten es kaum mehr erwarten, sprangen aus dem Boot und schwammen die letzten Meter an Land. Mit jedem spritzenden Schwimmszug kamen sie ihrem Ziel näher. Ihre Frauen und Kin-

der warteten schon sehnsüchtig auf die Männer. Sie waren noch geschwächer von der Krankheit. Als Milo und Tenko ihre Familien umarmten, verspürten sie ein warmes und wohliges Gefühl. Es breitete sich von ihren Herzen über den ganzen Körper aus. Auf einmal schien die Krankheit geheilt. Tenko fragte sich, warum es ihren Frauen und Kindern plötzlich besser ging. Schließlich hatten die Freunde nur Glück und Zuversicht gefunden. Milo schlussfolgerte verwundert: „Scheinbar ist es die Liebe, die wir bei unseren Familien gefunden haben.“

Wenige Tage später machten sich die drei Freunde auf den Weg zur Nachbarinsel, um den Bewohnern die letzte Zutat zur Heilung zu erklären. Auf dem Weg zurück nahmen sie Dobos Familie mit auf ihre Insel. Auch warfen sie ihre Erklärungen zur Heilung als Flaschenpost ins Meer.

Solange die Menschen also nicht auf Liebe, Glück und Zuversicht vergessen, kann sich keine Krankheit mit ihnen messen!

Johanna Emilia Wille
 Ingeborg-Bachmann-
 Gymnasium, Klagenfurt

Land in Sicht

„Land in Sicht.... Ja.... Land in Sicht....“, das dachte Lina, als sie am Abend eines kühlen Frühlingstages in ihrem Bett lag. Vor ungefähr einem Jahr war es nur ein Wunsch gewesen, der sich aber immer mehr in die vielleicht doch mögliche Realität bewegt hatte. Jetzt war er schon fast in der Wirklichkeit angekommen. Diesen einen Abend noch, dann würde Lina es wissen. Worum es ging? Nun ja, Lina bekam ihren Wunsch nach einem Streit mit ihrem Großvater. Er hatte nämlich behauptet, dass Kinder noch nicht das Weltall erforschen könnten, denn er war ein Astronom (Astronomen sind Menschen, die das All erforschen).

Deswegen wollte Lina, die nämlich anderer Meinung war, ihm zeigen, dass man als Kind doch das All erforschen kann. Überzeugen wollte sie ihn mit einem Exoplaneten, den sie finden wollte. Exoplaneten sind Planeten, die in einem anderen Sonnensystem liegen. Man kann sie entdecken, wenn man einen Stern beobachtet und der sich in regelmäßigen Abständen verdunkelt, weil Planeten ja nicht von selbst leuchten. Das passiert dann genau, wenn sich der Exoplanet vor seinen Stern schiebt. Aber man kann mit dieser Methode Planeten nur entdecken, wenn man von der Seite aus auf das Sonnensystem guckt und nicht von oben. Ja, aber genau das hatte Lina gemacht. Jeden Abend war sie in die Sternwartenkuppel auf dem Dach des Hauses gestiegen, das sie mit ihrem Großvater bewohnte. Die Kuppel gehörte natürlich ihrem Großvater. Doch seitdem er in Rente gegangen war, ging er nur noch selten zur Kuppel hoch. So hatte Lina freie Bahn. Wie auch an diesem Abend.

Leise schlich sie los. Die Treppe hoch, eine andere wieder runter und schließlich kletterte sie eine Leiter nach oben, die zum Dachboden führte. Sofort schlug Lina ein Geruch von altem Schmieröl entgegen. Schnell schlich sie weiter und kam zu einer alten weißlackierten Tür.

Mit einem großen, schweren, aus Bronze bestehenden Schlüssel schloss sie die Tür auf und kam in die Sternwarte. Den Schlüssel hatte sie unten von einem Haken stibitzt. In der Sternwarte öffnete sie das Dach einen Spalt breit. Nach ihren Berechnungen musste sich der Stern, den sie beobachtete, genau heute zum fünften Mal verdunkeln, weil sich ihr Exoplanet davor schieben müsste. Ein Jahr ihres Exoplanetens dauerte 70 Tage. Wenn das, was sie glaubte, wirklich eintreffen würde, wäre es ganz sicher, dass sie einen Exoplaneten entdeckt hätte. Aufgeregt stellte sie das Teleskop ein und drehte das Dach so, dass die Lücke genau in die Richtung des Sterns zeigte. Nun kniete sie sich vor dem Teleskop auf einen Hocker, schaute durchs Objektiv und machte ein Foto mit ihrer Kamera, das sie dann gleich an den Computer, der an der Wand stand, übermittelte. Sie drehte sich um, um die Lichtanalyse am Bildschirm zu betrachten. Die Analyse zeigte an, dass der Stern so hell wie sonst auch war.

Traurig stand sie auf, wobei sie sich den Kopf am Teleskop stieß. Ein letztes Mal warf sie einen enttäuschten Blick durch das Teleskop in den Himmel. Da sah sie noch einen anderen Stern, der neben dem eben fotografierten Stern war. Schnell machte sie noch ein Foto von den zweiten Stern. Und wirklich! Das war ihr richtiger Stern! Die Analyse zeigte, dass er sich verdunkelt hatte. Zum Glück war doch noch durchs Anstoßen der richtige Stern ins Blickfeld gekommen. „Land in Sicht! Ja, dieser

Planet ist ein Land! Ich werde ihn Liava nennen“, dachte sie. Erfreut stieß sie einen leisen unterdrückten Jubelschrei aus, denn sie wollte ja nicht ihren Großvater wecken. Fröhlich verschloss sie die Sternwarte wieder und hopste, zum Glück leise genug, in ihr Bett. „Was würde wohl Großvater morgen sagen“, überlegte sie sich noch, dann schief sie ein.

Es war der nächste Morgen, ein Sonntag, und Lina und ihr Großvater saßen beim Frühstück.

„Du, Opa?“, fragte Lina. „Ja, was ist denn Lina? Möchtest du noch ein Brötchen?“, antwortete ihr Großvater. „Äh, nein. Weißt du, ich habe einen Exoplaneten entdeckt“, meinte Lina. „Wie? Was? Du?“, fragte ihr Großvater völlig erstaunt. Wortlos holte Lina ihre Aufzeichnungen heraus und hielt sie ihrem Großvater hin. Eilig nahm er die Aufzeichnungen entgegen und blättert sie durch. Schließlich musste er Lina recht geben und entschuldigte sich dafür, dass er behauptet hatte, Kinder könnten so etwas nicht. Außerdem nahm er sich vor, Lina und anderen Kindern aus der Nachbarschaft regelmäßig einen Kurs über Astronomie zu geben.

Johannes Bayer
 Ingeborg-Bachmann-
 Gymnasium, Klagenfurt

ZUFRIEDENHEIT

Wie oft denkt man schon darüber nach, wie es den anderen eigentlich geht? Wir kümmern uns meist nur um unsere Angelegenheiten. Für uns ist wichtig, eigene Bedürfnisse zu befriedigen und dass wir zufrieden sind. Aber da draußen gibt es doch so viele arme Menschen, die sich nur wünschen, dass es ihnen so gut geht wie uns. Ich war schon immer ein kleines „Problemkindchen“. Ich hatte schon als Baby sehr schwere Herzrhythmusstörungen nach einer Herzmuskelentzündung. Mitten in der Nacht musste der Notarzt kommen, um mich ins Krankenhaus zu bringen. Ich verbrachte zuerst elf Wochen auf der Kinderintensivstation in Klagenfurt und anschließend sieben Wochen auf der Universitätsklinik in Graz. In meinen ersten vier Lebensjahren wäre ich dreimal fast gestorben. Alle Oberärzte sagten zu meinen Eltern, dass ich ein „medizinisches Wunder“ sei! Ich danke dem lieben Gott so sehr, dass ich überlebt habe! Jetzt habe ich einen Herzschrittmacher als junger Bub. Den habe ich schon fast vergessen! Hauptsache ich darf weiterleben! Ich bin sehr zufrieden mit meinem Leben. Viele andere Menschen in der Welt leiden Hunger, sind obdachlos und haben kein sauberes Trinkwasser oder sind krank. Mein Vater hat mir von einer Insel in Griechenland erzählt, wo arme Flüchtlingskinder in großer Not sind. Wie schön wäre es doch, wenn man ihnen helfen könnte! Meist jammern oft nur diejenigen, denen es ohnehin gut geht und die keine wirklich großen Probleme im Leben haben. Ich habe schon ein paarmal von solchen Leuten

gehört. Aber wir können froh sein, dass wir nicht blind, behindert oder arm sind! Ich habe schon von vielen traurigen Ereignissen in der Zeitung gelesen. Ja, auch wenn mein Freund in die Slowakei gezogen ist oder wenn ich manchmal gemobbt werde, ich soll die Hoffnung nicht verlieren! Ich habe ja nur kleine Probleme. Arm sind natürlich auch die Menschen, die an Corona gestorben sind! Denn dieses Virus lässt einen Menschen ziemlich erbärmlich sterben. Ein guter Freund meiner Familie ist an Corona verstorben. Echt traurig ist sowas. Deshalb bin ich froh, dass ich noch so jung während Corona bin, denn dann kann es mir ja normalerweise nichts anhaben.

Ich habe so ein schönes Leben! Ich merke nämlich, wie sehr meine Eltern versuchen, uns Kinder glücklich zu machen. Den meisten von uns Kindern geht es gleich, also sollten wir zufrieden sein mit dem was wir haben!!! Genauso ist es bei mir: Mein Lebensschiff wäre dreimal auf stürmischer See fast untergegangen, aber dank meines Herzschrittmachers sah ich am Horizont LAND IN SICHT und darf nun glücklich und zufrieden weiterleben!!!!!!!

Jonah Luchscheider
 5. Klasse Waldorfschule
 Klagenfurt

DIE GROSSE ABENTEUERREISE

Alles begann in Syrien, als ich und mein Bruder beim Spielen plötzlich einen lauten Knall hörten. Meine Mama schrie: „Lauft weg! Wir werden angegriffen!“ Wir wussten beide nicht, was das heißt, aber wir liefen so schnell wie wir konnten in unser nahe gelegenes Geheimversteck in einer Höhle in den Bergen. Unser Herz raste und pochte wie wild, und wir hatten große Angst um uns und unsere verlorenen Eltern.

Wir waren zwei Tage ohne Essen und ohne Trinken in unserer Höhle, als plötzlich ein verwundeter Soldat unserer Armee in die Höhle kam. Es war der beste Freund meines Vaters, der von unserem Versteck wusste. Er sagte mit letzter Kraft: „Lauft schnell runter zum Meer! Da gibt es ein Boot zum Flüchten und ein bisschen zu essen!“ Schließlich knickte er zusammen und schloss für immer seine Augen. Wir vertrauten dem Freund unseres Vaters und liefen so schnell wir konnten runter zum Meer. Mir wurde dabei von einem großen, starken, gegnerischen Soldaten durch die Schulter geschossen, und ich hatte furchtbare Schmerzen, aber trotzdem liefen wir weiter. Als wir unten ankamen entdeckten wir unsere Mutter. Wir rannten zu ihr und sprangen ihr in die Arme und weinten vor Glück. Plötzlich schrie mein Bruder verzweifelt: „Wo ist Papa?“, und Mama sagte mit Trauertränen in den Augen: „Er musste zur Armee und ist wahrscheinlich tot.“ Alle fingen an zu weinen, aber wir stiegen trotzdem in das Schlauchboot. Eine alte Frau, eine Frau mit zwei Kindern und ein paar Freunde von mir und meinem Bruder saßen schon

im Boot. Im letzten Moment kam auch noch eine schwangere Frau angerannt, und das Boot war komplett überfüllt. Nun fingen auch sie zu weinen an, weil es uns allen schwerfiel, und weil wir alle so viele Opfer geben mussten.

Wir waren schon 3 Tage unterwegs, hatten fast nie Schlaf, wenig Platz und auch nichts zu essen, als plötzlich der Motor zum Stottern anfang und den Geist aufgab. Wir trieben mutterseelenallein durchs Meer, und als ob das nicht schon genug wäre, starb dann auch noch die alte Frau, und obwohl wir mehr Platz gehabt hätten, wollten wir sie nicht über Bord werfen, weil wir sie alle in unser Herz geschlossen hatten.

Wir alle hatten großen Hunger, und wir bastelten uns aus alten Klamotten eine Schnur und versuchten damit Fische zu fangen. Viele Stunden biss kein Fisch an, aber dann hatten wir doch Glück und fingen einen sehr großen Fisch. Wir freuten uns alle so sehr, dass wir vor lauter Glück wieder zu weinen begannen. Wir konnten es gar nicht abwarten den Fisch zu essen auch, wenn er nicht so genüsslich war, weil wir auf dem Boot kein Feuer machen konnten und es roher Fisch war.

Nach einer Woche entdeckten wir endlich eine kleine Insel. Als der kleine Junge der Frau sie entdeckte, schrie er ganz laut: „Land in Sicht!“ Wir alle jubelten und gingen an Land. Da konnten wir endlich die alte Frau begraben und ihr eine schöne Zeremonie schenken. Nach der Zeremonie begaben wir uns alle auf Essenssuche und fanden viele Kokosnussbäume und Beeren. Wir schnitten einige Bäume um, machten daraus Feuerholz, um uns zu wärmen und aßen und tranken die Kokosnüsse und Früchte. Es schmeckte uns so gut, weil wir schon lange nichts Angemessenes gegessen hatten.

Wir blieben einige Tage auf der In-

sel. Die anderen sammelten Vorräte, und mein Bruder und ich versuchten den Motor zu reparieren, weil wir das früher oft mit unserem Papa gemacht hatten. Anfangs ist uns das nicht so gut gelungen, aber nach ein paar Tagen schafften wir es doch.

Nach einer Woche auf der Insel wollten wir schon mit genügend Vorräten losfahren. Als wir einsteigen wollten, wollte auch plötzlich das Baby der schwangeren Frau auf die Welt kommen, also liefen meine Mutter und die Frau mit den zwei Kindern wieder zurück auf den Strand. Wie sich herausstellte, war die Frau mit den zwei Kindern Geburtsassistentin. Die Kinder gruben rasch eine kleine Kuhle, wo sich die schwangere Frau hineinsetzen konnte. Sie hatte gerade eine Wehe und schrie und stöhnte ganz laut, als der Kopf des Babys schon herausschaute. Die Geburt lief schnell und reibungslos ab, und das Baby war so schön und süß wie kein anderes. Es war ein Mädchen und hieß Nala. Nach ein paar Stunden hatte sich die Frau erholt, und wir wollten schon wieder losfahren, als ganz plötzlich ein Fischerboot vorbeifuhr. Als wir das Boot gesehen hatten, schrien wir ganz laut: „Hilfe!! Hilfe! Hilfeeenee!“, und der Fischer sah uns und nahm uns auf. Wir fühlten uns plötzlich gar nicht mehr schwach und müde, sondern stark und voller Freude. Als wir den Fischer sahen, hatten wir ein bisschen Angst, weil er ein Holzbein und eine Augenklappe hatte. Es stellte sich aber heraus, dass er ein ganz liebevoller und netter Mensch war. Er sagte uns, dass wir in der Karibik und gar nicht weit vom Festland entfernt seien. Er half uns und nahm uns auf seinem Boot auf. Er brachte uns zum Festland und bot uns Essen, frischen Fisch und einen Platz zum Schlafen an. Wir waren sehr dankbar und glücklich über sein Angebot, aber es gab eine Be-

dingung, nämlich dass wir ihm beim Fischen helfen müssten, und das taten wir gerne. Wir wohnten einige Monate bei dem Fischer, bis Mama einen Job gefunden hatte. Mein Bruder und ich wohnten noch lange bei Mama und gingen zur Schule. In der Schule wurden wir oft sehr gelobt, weil wir das alles überstanden hatten, aber auch sehr oft gehänselt, weil wir Ausländer waren. Wir hatten viele Alpträume denn die schlimme Reise hatte Spuren hinterlassen.

Wir hatten uns immer schon für Motoren interessiert, und als wir dann 20 Jahre alt waren, bauten wir ein erfolgreiches Motorenunternehmen auf und sind damit sehr reich geworden. Mit dem Geld helfen wir armen und obdachlosen Menschen. Wir bieten Menschen in Kriegsländern an, sie von dort wegzubringen und ihnen so zu helfen, wie es der Fischer damals bei uns gemacht hat.

Tara Žakula
 Ingeborg-Bachmann-
 Gymnasium, Klagenfurt

Ich möchte einen Babyelefanten

Im Dezember 2019 dachte man: Wann ist der Winter endlich vorbei? Wir gingen Eisschuhfahren, Rodeln und manchmal auf Geburtstagspartys. Alles war schön. Immer wieder hörte man in den Nachrichten von einem Virus, der sich in Wuhan ausbreitete. Dann waren die Viren auf einmal in Italien. Einige Tage darauf gab es auch schon die ersten zwei Fälle in Österreich. Es war genau zu Fasching. Der Virus breitete sich aus und schließlich war er überall. Man musste nun zu harten Maßnahmen greifen. Das sagten alle. So begann Mitte März der erste Lockdown. Für Max, einen kleinen Jungen, der in Klagenfurt lebte, war es besonders schlimm. Seine Großmutter, die er sehr lieb hatte, war gerade ins Pflegeheim gekommen. Er konnte sie nicht besuchen. Kurz davor war sie noch gesund und feierte ein großes Geburtstagsfest mit der ganzen Familie. Max verstand nicht, was um ihn herum passierte. Plötzlich ging er nicht mehr in den Kindergarten und die Erwachsenen trugen komische, blaue Masken. Es war sehr ungewöhnlich für ihn. Er saß den ganzen Tag zu Hause und spielte. Warum Babyelefant? „Bei uns gibt es doch keine“, dachte Max. Er wollte schon immer unbedingt einen Babyelefanten haben. Doch nirgends waren sie zu sehen. Nur manchmal ging er mit seinen Eltern kurz raus, um einen kleinen Spaziergang zu machen. Immer in der Nähe, wo es nicht so viele Menschen gibt. An vielen Fenstern klebten Regenbögen, die Kinder gebastelt hatten. Max beschloss, auch so einen zu machen, wenn sie wieder zu Hause

waren. Einen Monat darauf war er wieder im Kindergarten. Die Erwachsenen sprachen ständig von „COVID 19“, „Masken“, „Abstand“ und „Lockdown“ und von jemanden, der scheinbar Kurz hieß. Das fand Max sehr lustig. Sie sprachen auch von drei anderen Typen. Sie waren auch alle immer wieder im Fernsehen. Max hatte seinen fünften Geburtstag und freute sich schon darauf, seine Freunde einzuladen, mit ihnen Kuchen zu essen, sein Lieblingslied (Ich bin schon groß und vier...) aus seiner Lieblingsfernsehserie „Caillou“ zu hören und zu spielen. Doch seine Eltern luden niemanden ein. Max war sehr traurig und weinte. Mama und Papa wollten aber nicht nachgeben. Kurz darauf (nicht der Kurz) kamen die Eltern mit einer traurigen Nachricht. Die Oma war soeben gerade an Corona gestorben. Sie sagten zu ihm: „Max, es ist etwas geschehen.“ Sie erklärten es ihm und meinten: „Deine Oma wird dir nie wieder Geschichten vorlesen.“ Max begann zu weinen. Er verstand das alles nicht. Was war mit der Welt geschehen? Wo ist Omi hingegangen? Der Sommer verging schnell und schön. Dann wurde es wieder kälter. Als die bunten Blätter von den Bäumen fielen, gingen sie zum Friedhof, um auf Omas Grab einen Kranz zu legen. Max weinte wieder und dachte an Oma, denn er dachte, wenn er fest genug an sie denken würde, würde sie zurückkehren. Doch das geschah nicht. Bald hingen gar keine Blätter mehr an den Bäumen und ein Mal schneite es sogar. Das war die Zeit, in der Max zum zweiten Mal nicht in den Kindergarten gehen durfte. Er war wieder fast nur drinnen und wartete sehnsüchtig darauf, dass es noch mehr schneite. Er wollte unbedingt wieder ins Bodental fahren. Er wollte mit seinem besten Freund Tim einen Schneemann bauen und mit Lilly Bob fahren. Er wollte auf Omas

Schoss sitzen, nachdem er draußen in der Kälte gespielt hatte und Kakao trinken, während sie ihm wieder und wieder seine Lieblingsgeschichte vorlas, doch tief in sich drin wusste er, dass das nie mehr geschehen würde. Die Erwachsenen redeten immer noch das gleiche, aber ein Wort kam dazu, nämlich „Impfung“. Max wusste schon, was das war. Er bekam immer wieder Spritzen. Es war unangenehm, aber er hatte keine Angst, und es tat nicht weh. Die Eltern meinten immer, das wäre sehr wichtig. Ein paar Tage danach ging er wieder in den Kindergarten, doch nach Weihnachten, dass ohne Oma sehr traurig und ganz anders war, wurde er WIEDER eingesperrt. So begann das neue Jahr. Die Eltern schalteten eines Tages den Fernseher an. Max rief: „Können wir bitte „Caillou“ schauen?“ Doch die Eltern schalteten „Caillou“ nicht ein. Sie schalteten auf einen Kanal, der allem Anschein nach ORF 1 hieß. Dort redete scheinbar dieser Kurz, von dem alle sprachen. Während der Ansprache nickte Max fast ein, doch er hörte noch den letzten Satz: „... wir werden mit diesen Impfungen viele Leben retten.“ Niedergeschlagen dachte Max. „Wenn ihr sie doch nur vorher erfunden hättet, dann wäre Oma noch da.“ Doch er wusste, dass Oma trotzdem immer bei ihm sein würde.

Theresa Kenda
Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium, Klagenfurt

Century

Tick, tack, tick, tack. Die Wanduhr schlug 8 Uhr. Alan blickte auf. So lange stand er schon da? Nein, sie musste falsch gehen. Zögerlich sah er sich um. Immer wieder sagte die Stimme in seinem Kopf: „Das darfst du nicht, er sagte nein, er wird schon seine Gründe haben!“ Dieses verdammte Buch! Was konnte daran schon so gefährlich sein? Es war ein Buch und sonst nichts! Es hatte einen schlichten, blauen Einband und war allem Anschein nach sehr alt. Er gab sich einen Ruck und holte es aus dem Regal. Nein, er riss es fast heraus. Seine Hände zitterten unkontrolliert und er strich vorsichtig über den Buchrücken. Bücher bedeuteten ihm so viel! Ja, Alan hatte schon immer lieber in fiktiven Welten gelebt als in der realen. Seiner Meinung nach waren diese Welten vollkommen. Doch er wusste genau, dass die Menschheit der Vollkommenheit oder deren Annäherung nicht fähig war. Er hatte jedes Buch in der Bibliothek seines Vaters gelesen - nur dieses nicht. Sein Vater hatte einmal zu ihm gesagt: „Lass die Finger von diesem Buch! Glaub mir!“ Es war aber nur ein Buch! Was sollte es denn tun? Entschlossen schlug er es auf. Zunächst verwirrt starrte er auf die Seite. Dort standen nur zwei Sätze, und er las. „Century musste es dem Regen gleichtun. Century musste fallen!“ Plötzlich bemerkte Alan, wie ihn etwas vom Boden wegriss und er unkontrolliert ins Nichts stürzte. Unsanft schlug er auf Holzboden auf. Er richtete sich auf und hörte Geschrei. Er hörte Wortfetzen wie „Wir versinken!“ und „Mann über Bord!“. Verwirrt schaute er sich um und realisierte, was er getan hatte.

Er stand mitten im Meer auf einem sinkendem Boot. Er war doch nicht... nein, das konnte nicht sein! Er war doch nicht etwa in einem Buch? Es schüttete in Strömen und sein Gewand klebte an seinem Körper. Entsetzt sah er dem Treiben zu. Überall liefen Leute herum und schrien sich gegenseitig Befehle zu. Plötzlich sah er eine Gravur innen am Boot: dort stand „Century“. Plötzlich begann das Boot gefährlich zu schwanken und er hörte wie durch einen Schleier angsterfüllte Schreie. Innerhalb einer Sekunde entschied er sich. Er musste das Boot retten. In seinem Leben hatte er es noch nie weit gebracht, und das war sein Moment! Man würde sich an ihn erinnern! Schnell lief er unter Deck und sah ein großes, ja sogar ein sehr großes Problem. In der Bootswand klaffte ein riesiges Loch. Er schwamm hin und versuchte, es zu stopfen. Nein, es würde nicht klappen! Sie würden alle sterben! „Positiv denken!“ ermahnte er sich selbst. Er brauchte eine Lösung und zwar schnell! Er lief wieder auf das Deck. Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Gurren. Es kam von oben, also schaute er hinauf. Dort flog eine Taube. Sein Gehirn lief auf Hochtouren. Das war es! Wo Vögel sind, ist auch Land! Er schrie so laut er konnte: „Land in Sicht!“ Die Menge erstarrte plötzlich und alle blickten ihn an, doch dann begannen sie zu schreien. Keine Schreie der Angst, sondern der Hoffnung. „Wir müssen versuchen zu schwimmen“, rief er! Die Leute warfen sich fast über Bord und er gleich hinterher. Er verspürte einen Hoffnungsschimmer. Er konnte es schaffen! Er schwamm, wie er noch nie geschwommen war. Seine Lungen brannten, doch er schwamm weiter durch das eisige Wasser. Doch dann passierte es. Eine große Welle erfasste ihn und zog ihn mit sich. Er wollte schreien, doch er konnte nicht. Seine Lungen schrien nach

Luft - und dann war es vorbei. Der ganze Schmerz fiel von ihm ab und er sank in tiefe Dunkelheit.

Alan schlug die Augen auf. Langsam setzte er sich auf und schaute sich zaghaft um. Er lag auf einem Sandstrand, vollkommen durchnässt, aber am Leben. Die Sonne schien so, als wäre nie etwas geschehen. Nach und nach kam die Erinnerung zurück. Das Boot, die Wellen, die Menschen. Er dachte darüber nach und spekulierte, dass es ein Traum gewesen sein musste, doch plötzlich riss ihn etwas gewaltsam vom Boden hoch und nach etwa drei Sekunden lag er keuchend in der Bibliothek. Den Schock noch in den Gliedern stand er auf und blieb dann stehen. Was wollte er jetzt überhaupt tun? Sein Blick wanderte ziellos im Raum umher und da sah er es. Das Buch. Entsetzt nahm er es in die Hand. Es konnte nicht sein. Da war es - so wie vorhin. Sehr vorsichtig schlug er es auf. Darin stand aber etwas anderes: „Century musste es dem Dunst gleichtun. Century musste steigen! In Erinnerung an Alan“

Ylvie Antonia Pollmann
 Annette-von-Droste-
 Hülshoff-Gymnasium,
 Düsseldorf

Die Rettungsaktion

Es gibt viele verschiedene Tiere, die draußen im Ozean leben, z.B. Fische, Krebse, Kraken, Wale...Für diese Geschichte aber picken wir uns einmal die Wale heraus.

An einem wunderschönen Sommertag im Meer schwamm Wanja, das Walbaby, wie so oft mit ihrer Familie durch den großen weiten Ozean. Doch heute war alles irgendwie anders als sonst. Alle Erwachsenen in der Familie waren ganz aufgeregt und, so wie Wanja es erkannte, nicht im positiven Sinne. Sie fragte ihre Mutter leise:

„Mama, warum sind alle so gestresst und warum tauchen wir nicht mal auf um Luft zu holen? Meine wird nämlich langsam knapp.“ Wanjas Mutter stöhnte besorgt: „Weißt du Schätzchen, dass ist alles nicht so einfach zu erklären, aber ich versuche es mal.“

„Ja, bitte“, bettelte Wanja. Also erklärte ihre Mutter, dass die ganze Walfamilie in Schwierigkeiten steckte, da sich über ihrer Gruppe ein riesiger Müllstrudel befand.

Gerade als sie zu Ende erklärt hatte, schrie der älteste Wal, Wanja's Opa: „Alle Mal herhören. Ich werde jetzt auftauchen und hoffe, dass ich mich nicht im Plastik und in dem ganzem Müll der Menschen verfange. Dort oben halte ich Ausschau nach Land und komme wieder runter. Wenn ich Land sehe, sage ich euch Bescheid.“ Darauf tauchte Wanja's Opa langsam und vorsichtig auf und eine fast schon gruselige Stimmung entstand. Alle Augen waren nur auf den Anführer gerichtet. Selbst die sonst so gelangweilten grummeligen Krebse schauten interessiert zu. Dann endlich erreichte er die Wasser-

oberfläche. Ohne sich im Müll zu verfangen tauchte er wieder hinab und schrie lauthals: „Land in Sicht!“ Den besorgten Walen huschte ein Lächeln über die Gesichter. Doch dann kam ein Krebs zu Wanja's Opa vom Meeresgrund hinauf geschwommen und nuschelte in einem angeberischen Ton: „Wie wollt ihr, wenn ihr an Land seid, wieder zurück ins Meer kommen, wenn ich fragen darf?“ „Wir sind nicht so hoffnungslos wie ihr und hoffen darauf, dass wir es schaffen. Dies ist unsere einzige Chance, um Luft zu holen, ohne dass wir einige Tiere verlieren durch das Auftauchen in einem Müllstrudel“, argumentierte Wanja's Opa. „Außerdem haben wir keine Zeit, mit Krebsen zu diskutieren“, rief einer der jungen Wale laut. Alle anderen Wale stimmten ihm zu und so machten sie sich auf in Richtung Land. Auf ihrem Weg begegneten ihnen viele tote Fische, die auf Grund des ganzen Mikro- Plastiks, das hier überall herumschwamm, gestorben waren. Außerdem begegneten sie einer Schildkröte, die sich in einem Fischernetz verfangen hatte. Sie leiden zu sehen war eine Qual, doch würden die Wale ihr helfen, würden sie sich nur auch noch in Gefahr begeben. Erstens wegen dem Müll und zweitens, weil allen Walen langsam die Luft ausging und sie noch ein paar Kilometer bis zum Land schwimmen mussten. Wanja nahm das alles sehr mit. Alles nur wegen den Menschen, dachte sie und haute vor Wut mit der Flosse gegen eine abgestorbene Koralle. Nach einer gefühlten Ewigkeit zwischen dem Plastik waren sie endlich nur noch ein paar Meter vom Land entfernt. Nun versammelten sie sich in einer Reihe und einer nach dem anderen schwamm mit viel Anlauf an Land. Endlich konnten sie wieder tief durchatmen. Dann aber mussten sie wieder ins Meer zurück. Doch

so sehr sie sich auch anstrebten, sie schafften es nicht. Sie saßen fest! Wanja wurde übel. Es fühlte sich so an, als ob die Temperatur jede Minute um fünf Grad stieg. Sie wusste, dass Wale an Land nicht lange überleben. Sie würden sehr schnell durch Austrocknung sterben. Allein durch diesen Gedanken bekam sie einen Klos im Hals. Sie hakte lieber nochmal bei ihrer Mutter nach: „Mama, stimmt es, dass wir bald sterben?“

Ihre Mutter wusste nicht so recht, was sie antworten sollte, denn sie wollte ihre Tochter nicht in Angst und Schrecken versetzen. Doch dann fand sie die richtigen Worte: „Es ist so, dass wir gerade schon in der Klemme sitzen, aber ich bin sicher, es wird sich alles zum Guten wenden. Deinem Opa fällt doch immer was ein.“ Sie selbst glaubte zwar nicht richtig daran, aber es half auch nichts, wenn sie ihrer Tochter jetzt nur schlechte Sachen in den Kopf setzte. Das mit der Schildkröte war schon zu viel für ein vierjähriges Walkind. Wanja war aber die Ruhigste von allen hier, zwar ging es ihr nicht wirklich gut, jedoch machte ihre Mutter ihr Hoffnung.

Irgendwann merkte sie, dass doch etwas nicht stimmen kann. Alle Wale waren schlapp und hatten verzweifelte Gesichter. Plötzlich erklang ein schriller Klang. Ein kleines Menschenkind fing laut an zu weinen. Es hatte sich sehr erschrocken, dass hier am Strand so viele Wale lagen. Kurz darauf kam eine erwachsene Frau zum Kind und holte ein ganz komisches viereckiges Ding aus der Jackentasche, in das sie reinredete. In Wanja's Augen waren die Menschen verrückt und verschmutzten die Welt. Nach ein paar Minuten aber kamen viele Menschen auf die Wale zu. Sie kamen mit Tüchern in den Händen, manche aber auch mit komischen Anzügen und einem Schlauch, der von einer Flasche in den Mund

führte. Solche Menschen hatte Wanja schon oft im Meer gesehen, dass diese auch an Land so rumlaufen, war ihr neu. Aber kurz darauf merkte sie, dass sie nicht auf die Wale zugehen, sondern mit riesigen Stofftüten im Meer verschwanden. Es war ziemlich angsteinflößend, dass so viele andere Menschen ohne Anzüge auf die Walfamilie losgingen. Wanja tropfte die Schweißperlen aus dem Gesicht in den trockenen Sand, sie hatte ein komisches Kribbeln im Bauch und flüsterte ihrer Mutter zu: „Was haben die vor, Mama?“ Doch diese antwortete nicht. Sie schien es selbst nicht zu wissen. Alle Wale guckten ängstlich auf die immer näher kommenden Menschen. Als sie die Wale jedoch erreichten, merkten sie, dass die Menschen ihnen helfen wollten. Sie legten nasse Tücher über jeden Wal, um sie vor dem Vertrocknen zu schützen. An den Atemlöchern hatten die Menschen ein Loch in die Tücher geschnitten, damit die Wale noch vernünftig atmen konnten. Nach einer guten halben Stunde kamen Hunderte von Menschen, die alle sehr besorgt guckten. Inzwischen fühlte Wanja sich, als ob jemand ihre Lunge zusammenpressen würde. Anscheinend war Wanja's Körpergewicht zu viel für ihre Lunge. Nun stemmten sich jeweils ungefähr 20 Menschen gegen einen Wal. Wanja machte sich große Sorgen, was die Menschen mit ihr und ihrer Familie anstellten. Aber sie war zu schwach, ihre Mutter zu fragen.

Sie musste sich sehr anstrengen, überhaupt atmen zu können. Die Menschen aber wollten der Walgruppe wieder helfen. Sie alle schoben die Wale immer mehr ins Wasser und nahmen ihnen behutsam die Tücher vom Rücken. Nach nur fünf Minuten waren alle Wale im Wasser und aus dem Meer kamen die Menschen, die eben dort verschwunden waren mit den

großen Tüten voll mit Müll. Wanja konnte es kaum glauben. Diesmal symbolisch gemeint: Land in Sicht, dachte sie. Die Menschen verstanden offenbar, dass sie die Meere verschmutzten. Also konnte die Walfamilie beruhigt weiter schwimmen, da die Menschen den Müllstrudel beseitigt hatten. Wanja's Opa meinte erleichtert: „So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht erlebt. Menschen helfen den Walen...verrückt.“

Hoffentlich werden Wanja's Enkelkinder so ein Abenteuer gar nicht mehr erleben, da es keinen Müll mehr in den Meeren gibt, und deshalb ihrer Großmutter bei der Erzählung dieser Geschichte gebannt mit großen Augen und offen stehenden Mündern zuhören.

Kategorie II

In dieser Kategorie werden die Texte der Schülerinnen und Schüler der 7. bis 9. Schulstufe (13-bis 15-Jährige) bewertet.

Jurorinnen:

Erika Hornbogner • Mag.^a Maria Kandolf-Kühne • Mag.^a Estha-Maria Sackl
Ingrid Schnitzer • Sabine Tscharre



Erika Hornbogner

1971 in Klagenfurt/Ce-
lovec geboren, Studium
in Wien, hat viele Jahre als
Buchhändlerin gearbeitet. Pro-
jektleiterin und Herausgeberin der
Kärntner Literaturzeitschrift FIDIBUS,
neue Literatur in Kärnten/Koroška. Erika
Hornbogner ist seit 2014 im Wieser
Verlag tätig und seit Jänner 2016
Geschäftsführerin des Drava
und Wieser Verlages.



Ingrid Schnitzer

geb. 26.11. 1950 in Feldkir-
chen, Kindheit und Jugend in
Kärnten. Von 1972 bis 2010 Auf-
enthalt in Augsburg, Studium der Fächer
Literaturwissenschaft, Kommunikationswis-
senschaft und Deutsch als Fremdsprache.
Lehrauftrag an der Universität Augs-
burg, freie Journalistin und Auto-
rin. Seit 2010 in Pension und
Rückkehr nach Kärnten.



Sabine Tscharre

Jahrgang 1970,
seit fast 20 Jahren
im Team der
Kärntner
Buchhandlung



Mag.ª Maria Kandolf-Kühne

Maria Kandolf-Kühne, Jahrgang 1950, geboren in Vorarlberg, Anglistin und Historikerin, unterrichtete an einer BHS, lebt in Innsbruck, spielt Theater, schreibt Kurzgeschichten und Essays und ist Mitglied in verschiedenen Schreibgruppen. Sie gibt auch Lesungen, liest und reist fürs Leben gern. Maria Kandolf-Kühne ist ein aktives Zonta Mitglied beim Zonta Club Innsbruck I und derzeit Area Direktorin der Area 02. Zonta International ist eine führende, unabhängige, überparteiliche und überkonfessionelle, internationale Organisation von Frauen in verantwortungsvollen Positionen, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Situation von Frauen weltweit zu verbessern. <https://www.zonta.org>



Mag.ª Estha-Maria Sackl

geb. 6.8. 1991, ist Performance-Künstlerin und Pädagogin. Sie lebt seit 2010 in Graz, wo sie die Lehramtsfächer Biologie und Umweltkunde und Psychologie und Philosophie studierte- geboren wurde sie in Kärnten (aufgewachsen in Steindorf am Ossiachersee).

Seit mehreren Jahren ist sie neben ihrem Beruf als Pädagogin in der Grazer Kleinkunstszene auf verschiedensten Bühnen aktiv und im gesamten deutschsprachigen Raum als Poetry-Slammerin unterwegs.

Als Höhepunkte ihrer künstlerischen Karriere bezeichnet Estha-Maria Sackl die Mitarbeit in der Organisation der österreichischen Poetry Slam-Meisterschaften 2018 in Klagenfurt (Slam if you can Klagenfurt, 25. – 27.10 2018), die Produktion ihres ersten eigenen Theaterstücks im Mai 2018 und die Teilnahme an den deutschsprachigen Meisterschaften im Poetry Slam in Zürich im November 2018. Derzeit schreibt sie außerdem an ihrem ersten Roman.

Bewertungsübersicht Kategorie II

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Nika Radics	Parhamergymnasium, Wien
2. Platz	Nora Antonic	Liselotte-Gymnasium, Mannheim
2. Platz	Valentina Stock	BG GIBS, Graz
Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl:		
	Elias J. Gregoritsch	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Emma Lipka	Gymnasium Drasche Strasse, Wien
	Emma Regner	Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium, Düsseldorf
	Fiona Zimmermann	Peraugymnasium, Villach
	Jana Waibel	Ella Lingens Gymnasium, Wien
	Johanna M. Gruber	Waldorfschule Klagenfurt
	Lara M. Kraßnitzer	Peraugymnasium, Villach
	Lisa Welik	BAFEP, Klagenfurt
	Luca Cottogni	Peraugymnasium, Villach
	Mirjam Moser	BG GIBS, Graz
	Noah Baron	Lukas Gymnasium, Bassum
	Sara Weiß	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt



ENSEMBLE:PORCIA

1+1 gratis

Gültig auf die Kinderkomödie „Robin Hood, das kleine Füchlein“ mit zahlreichen Terminen im Juli & August.

Tipp: Der Open-Air-Theaterwagen mit Stationen in ganz Kärnten zeigt u. a. die Kinderkomödie „Herr Dommeldidot will nicht sprechen“.

Escape Room Klagenfurt

€ 5,-

Ersparnis pro Eintritt

Wie wäre es mit „Alice in Wonderland“? Der Themenraum steckt voller Geheimnisse und Rätsel, die binnen 60 Min. entschlüsselt werden sollten. Ein spannendes Abenteuer für die gesamte Familie!



pep juice bars

1+1 gratis

beim Kauf desselben Getränks

Kaufen Sie in der pep juice bar in den City Arkaden Klagenfurt oder im ATRIO Villach einen frisch gemixten Smoothie und Sie erhalten denselben gratis dazu. Der ideale Energiekick für Sie und Ihre Begleitung!

+150
weitere
Vorteile!

Das lohnt sich!

Kelag-Kunden haben's gut. Dank exklusivem Vorteilsclub können sie jährlich bis zu € 1.000,- sparen. **Sichern auch Sie sich Ihre Vorteile.**

Jetzt anmelden:

T: 0463 525 8000

plusclub.at/anmelden



1. Platz
Nika Radics
 Parhamergymnasium,
 Wien



Nika Radics

Ich schreibe nicht gerne über mich selbst, also halte ich es kurz und knackig. Mein Name ist Nika Radics, ich wurde am 12.07.2005 in Wien geboren, wo ich auch mit meiner Familie, zu welcher auch Nala unser Border Collie dazu gehört, lebe. Aufgrund meiner Liebe zu Sprache und Kultur besuche ich den bilingualen Zweig am Parhamergymnasium und gehe momentan in die 6.Klasse. Dadurch verbringe ich viel Zeit beim Spracherlernen: Deutsch und Englisch, Kroatisch (eher schlecht als recht), Französisch (un peu), Latein (ich weiß eine tote Sprache, aber trotzdem) und Russisch (gerade angefangen). Nebenan spiele ich außerdem seit 13 Jahren Klavier in der Musikschule in Klosterneuburg und tanze auch im Tanzstudio Dance.Lab. Meine Faszination zu Büchern und Literatur hat schon in sehr jungem Alter angefangen und nun schreibe ich, seit ich dreizehn bin auch meine eigenen kurzen Texte.

Die letzte Insel

„Papa?“

Die Hand, zärtlich, gebrechlich, warm, drückt meinen Zeigefinger. Es ist ein Zwicken, ein sanfter Druck, fast unbemerkt. Die Augen geradeaus gerichtet. Volle Konzentration. Der Fokus haftet an mir.

„Ja?“

„Hast du Angst vor dem Tod?“ Da. Das gnadenlose Selbstbewusstsein einer Fünfjährigen.

„Dem Tod?“

„Ja, hast du Angst vor dem Tod?“ Kein Zögern. Kein Hinterfragen. Ehrlich, einfach.

„Nein, habe ich nicht. Vor dem Tod muss man keine Angst haben, weißt du.“

Eine leichte Brise verweht ihr Haar. Sie pustet es sich mit vorgeschobener Unterlippe aus dem Gesicht. Die großen, haselnussbraunen Augen durchdringen mich. Fordern mich.

„Der Tod ist unser letzter Meilenstein im Leben.“

„Was ist ein Meilenstein?“

„Ein Meilenstein ist ein Ziel. Es ist die Insel, das Land, dass du erreichen willst. Du bist auf dem Schiff des Lebens. Manchmal siehst du ringsum von deinem Schiff nur Meer. Weit und breit nichts als Wasser. Tiefblau, ruhig, unendlich. Manchmal aber siehst du die Wellen, starke und große, majestätische Wellen. Sie verschlucken dich. Sie attackieren dich. Sie zerreißten dich. Sie sind der Anfang eines Sturms. Der Wind faucht und du treibst weg, weit weg von deiner Insel. Du verlierst die Orientierung. Du verlierst die Hoffnung. Der Regen trägt dein Lächeln tief an den untersten Punkt des Meeres herab. Aber dann, zwischen dem Nebel, den Wolken und dem Regen siehst du eine Spitze. Du siehst Land. Die Insel ruft dich, lädt dich ein. Und zwischen den Wellen und dem Sturm findest du deine Hoff-

nung wieder. Dein Bauch beginnt zu beben, dein ganzer Körper lacht, laut und wunderbar. Deine Augen tränen und deine Hände ergreifen das Steuerrad und steuern auf die Insel zu. Du bist stärker als der Wind. Stärker als der Regen. Stärker als die Wellen. Und du legst an. Endlich nach allem, legst du an. Und wenn der Tod kommt, mein Kind, dann spürst du ihn. Das Lenkrad lässt sich nicht mehr drehen und du siehst erneut eine Insel. Eine wunderschöne Insel. Prachtvoll. Sie leuchtet und pulsiert. Du löst deine Hände vom Steuerrad und setzt dich ans Deck. Das Meer wird ruhig. Die Wellen verschwinden. Der Wind, nur noch eine leichte Brise. So treibt dein Boot dich voran, in Stille, Ruhe, Frieden. Und du lächelst, weil du weißt, dass du nun den prachtvollsten Ort erreicht hast. Ein Ort voller Wunder und Sicherheit. Man muss keine Angst vor dem Tod haben.“

„Papa?“

Ihr Arm liegt auf der Bettkante. Meine Hand, zart, gebrechlich, warm rastet in ihrer. Elegante, lange Finger umschließen sie. Sie drücken leicht zu. Ein sanfter Druck, fast unbemerkt. Die Augen geradeaus gerichtet. In die Ferne. Verloren. Glasig.

Stille. Kein Wort. Kein Blick.

„Wie geht's dir?“

Frag mich. Frag mich doch einfach.

„Es geht.“

Frag, ob ich Angst habe. Wo beleibt dein Mut? Deine Selbstsicherheit. Trau dich, hab keine Angst.

„Und dir?“

So wie früher, vor Ewigkeit. Frag mich und ich will es dir sagen. Ich muss.

„Es geht.“

Eine leichte Brise verweht ihr Haar. Sie lässt es auf ihrer Wange rasten. Die haselnussbraunen Augen verglast. Starren in die Ferne.

Ja. Ich habe Angst. Ich will sagen,

dass der Tod kein Ziel ist. Kein Land, keine Insel, kein Ort den man erreichen will. Ich will ihr sagen, dass ich lieber für immer auf meinem Schiff bliebe. Einen Ort der Sicherheit, zwischen Wellen und Wind. Weit und breit nichts als Wasser. Tiefblau, unendlich, ruhig. Ja, will ich sagen, manchmal kommen Wellen, starke, große, majestätische Wellen. Ja, sie verschlucken dich. Sie attackieren dich. Sie zerreißen dich. Sie sind der Anfang eines Sturms. Der Wind faucht und du treibst weg, weit weg. Du verlierst die Orientierung. Du verlierst die Hoffnung. Der Regen trägt dein Lächeln tief an den untersten Punkt des Meeres herab. Aber irgendwann, zwischen den Wellen und dem Sturm findest du deine Hoffnung wieder. Dein Bauch beginnt zu beben, dein ganzer Körper lacht, laut und wunderbar. Deine Augen tränen und deine Hände ergreifen das Lenkrad. Du bist stärker als der Wind. Stärker als der Regen. Stärker als die Wellen.

Ich will sagen, dass ich noch so viele unerforschte Inseln habe. So viele. So unendlich viele. Die eine prachtvoller als die andere. Jede anders als die vorherigen. Der Weg, die Reise ist das Ziel. Es ist nur ein Versprechen, dass deine letzte Insel die prachtvollste ist. Eine Hoffnung. Ein Wunsch. Niemand weiß es.

Aber wenn der Tod kommt, spürt man ihn. Das Lenkrad lässt sich nicht mehr drehen und du erreichst die Insel. Deine letzte Insel. Deine letzte Einladung. Aber du blickst nicht nach vorne, du blickst zurück. Auf all die anderen Inseln. Auf das tiefe Blau, die Unendlichkeit. Das Meer wird ruhig. Die Wellen verschwinden. Der Wind, nur noch eine leichte Brise. So treibt dein Boot dich voran, in Stille, Unsicherheit und Angst. Und du versuchst zu lächeln. Du fragst dich, ob du bereit bist. Ob du die

Einladung annimmst. Ob du deine Reise nun vollenden willst. Du fragst dich was kommt. Was war. Was bleibt. Was sein soll.

Ja. Ich habe Angst vor dem Tod. Angst mein Schiff zu verlassen. Das Bekannte zu verlassen. Dich. Ihre zarte Hand drückt meine gebrechlichen, zitternden Finger noch einmal. Fester. Es schmerzt. Meine Finger sind schwach geworden. Ich schließe die Augen. Ich spüre ihn. Er ist gekommen.

Ich streiche noch ein letztes Mal über ihre Finger, warm und weich, bevor ich meine Füße in den Sand eingrabe und meine letzte Einladung annehme.

2. Platz

Nora Antonic

Liselotte-Gymnasium,
Mannheim



Nora Antonic

Alter: 14 Jahre

Schule: 8. Klasse, Liselotte Gymnasium

Wohnort: Baden-Württemberg, Deutschland

Lieblingsfarbe: Blau, Petrol

Lieblingssessen: Vieles, aber am liebsten Nudeln (;

Hobbies: Fechten, Theater spielen, Einrad fahren und natürlich schreiben

Was ich sonst noch mag: Schokolade, Bücher, Musik hören

Hier ist doch alles weiß

Ich spüre das kalte Wasser, das aus dem Wasserhahn über meine Hände läuft. Aber läuft es wirklich aus dem Wasserhahn? Stehe ich überhaupt wirklich hier? Und wo ist überhaupt hier? Bin ich überhaupt hier in Surrey, Kanada? Mein natürlicher Menschenverstand gaukelt mir das vor, aber andererseits...

Ich fahre mit meiner Hand durch das glitzernde Wasser unter dem Boot. Es ist erfrischend kühl, doch die Sonne brennt unbarmherzig auf meinen Nacken herunter, deshalb kann ich die Kühle nicht wirklich genießen. Ich tauche die Hand noch tiefer in das dunkle Meereswasser unter mir und benetze schließlich meine Stirn damit. Wo bin ich? Ich ziehe meine Hand endgültig aus dem angenehmen Wasser heraus und setze mich auf. Mit meiner noch nassen Hand beschirme ich meine Augen, während ich mich umsehe. Ich sitze auf einer Holzbarke irgendwo auf einem Meer. Und ich bin nicht allein. Mir gegenüber befindet sich, halb liegend halb sitzend, ein Mädchen. Ihr Mund ist geöffnet, ihre Augen geschlossen. Schlagartig fühle ich mich unwohl. Was tut dieses Mädchen hier? Meine Hände krampfen sich um die Wände des schmalen Bootes. Sie schnarcht recht unschön und mein Magen macht einen Satz nach unten.

Sie will mich töten. Ich weiß es. Sie ist sehr geschickt im Schauspielern, aber mir macht sie nichts vor. Der Rhythmus indem sie atmet, ist zu schnell. Gleich wird sie aufspringen und mir an die Kehle gehen. Mein Atem geht schneller. Ich spüre wie sich meine Brust hektisch hebt und senkt. Meine Fingerknöchel sind so verkrampft, dass sie weiß hervortreten. Hier ist doch alles weiß. Mein Leben ist bald vorbei. Ich weiß es. Ich spüre wie mir der Schweiß ausbricht. Ich

höre wie meine Lebensuhr zu Ende tickt. Dann schreckt das Mädchen plötzlich hoch und mein Herz bleibt stehen.

Noch ein Schritt. Ich atme keuchend die kalte Luft in meine Lungen ein. Ein, aus, ein, aus, ein. Die Temperatur liegt sicher bei unter -20 Grad, denke ich. Der Schnee knirscht unter meinen schweren Schuhen. Weißer Schnee fällt auf meine Arme, auf meine Hände, auf meine Brille, die ich zum Schutz vor der Kälte und dem Schnee trage. Hier ist doch alles weiß. Ein wildes Glücksgefühl erfasst mich, als ich sie über mir sehen kann. Die Spitze des Mount Everest! Wie lange habe ich auf diesen Moment gewartet? Ich halte inne, und das Glücksgefühl in meinem Magen weicht blanker Angst, als mir klar wird, dass ich nicht weiß, wie lange ich auf diesen Moment gewartet habe. Ich weiß nicht mehr was bisher passiert ist. Wie bin ich hier hoch gekommen? Wer bin ich überhaupt? Heiße Panik flutet meinen ganzen Körper als es mir klar wird: Ich weiß nichts. Meine Erinnerungen wurden gelöscht. Über mir kreist irgendein Vogel. Etwas an diesem Bild ist falsch. Hier gibt es doch gar keine Vögel? Wer auch immer diesen Vogel steuert, wer auch immer dieser Vogel ist. Er will mich umbringen. Ich weiß es. Er stößt auf mich herunter, instinktiv lasse ich mich in den harten, eisigen Schnee fallen. Er ist gleißend weiß. Hier ist doch alles weiß.

Meine Arme sind schwer und erschöpft von der langen, ungewohnten Arbeit. Ich lasse das Ruder sinken und stöhne auf. „Weiter!“, kommandiert das Mädchen, das vor mir sitzt. Wieso weiß sie überhaupt, dass ich aufgehört habe zu rudern? Und wieso bin ich noch am Leben? Plötzlich packt mich eine so große Erschöpfung, dass ich mich dem Befehl des Mädchens widersetze und mich matt über mein Ruder hängen lasse.

Wir kommen nur sehr langsam voran und die Sonne sengt uns die feine Haut in unseren Nacken an. Am Himmel steht nur ein winziges kleines Wölkchen. Es ist weiß. Hier ist doch alles weiß. Ich lasse meine Hand auf der Suche nach Kühlung in das tiefblaue Meerwasser sinken.

„William? Alles in Ordnung bei dir?“ Sie klopft gegen die Badezimmertür. Ihr Name ist irgendwas mit M. Mandy? Maddy? Megan? Langsam drehe ich den Wasserhahn ab und schlurfe zu der Tür. Sie ist weiß. Hier ist doch alles weiß. Ich öffne die Tür und stehe vor der besorgt aussehenden... Mandy? Auf ihrem Kittel hängt ein weißes Schild auf dem Juliette steht. Juliette, ja, wie kam ich nur auf M?

„Komm, es ist Zeit für deine Medikamente“, sagt sie und lächelt dabei so freundlich als hätte sie mir ein Kompliment zu meinen Haaren gemacht. Aber in Wahrheit will sie mir nicht helfen. Sie will mich umbringen. Ich weiß es. Aber meine Angst fehlt. Wo ist sie nur hin?

Vielleicht habe ich ja an M gedacht, weil mit ihr immer die Medikamente kommen? Sie hält mir die Schale mit meinem üblichen Cocktail von Tabletten hin und stellt ein Glas Wasser auf meinen Nachttisch. Dabei lächelt sie immer noch so als wären wir einfach Freunde und ich nicht in einer Klinik für Paranoide Schizophrenie. Ich nehme meine Tabletten und sie geht wieder hinaus aus meinem Zimmer. Das Letzte was ich von ihr sehe ist ihr Kittel. Er ist weiß. Hier ist doch alles weiß.

Die Tabletten wirken schon lange nicht mehr.

„Da! Land! Land in Sicht!“, sagt das Mädchen und dreht sich zu mir um. Ich lasse mein Ruder sinken. Ihr Shirt ist weiß. Hier ist doch alles weiß.

2. Platz **Valenina Stock** BG GIBS, Graz

Land in Sicht

„39.8 Grad. Ich gebe ihr etwas Fiebersenkendes und ein paar Beruhigungsmittel. Sie muss schlafen nach diesem Eingriff.“ Schlafen? Wie, um Himmels Willen, soll ich schlafen, wo jeder einzelne Nerv in meinem Körper sich so anfühlt, als wäre er mit Öl begossen und angezündet worden? Würde ich es können, so würde ich vor Schmerzen aufaulen, aber meine Kehle ist ausgedörrt, fühlt sich an wie Sandpapier. Meine aufgesprungenen Lippen sehnen sich nach Wasser, aber ich kann keinen Laut von mir geben, um darum zu bitten. Durch halb geöffnete Lider erkenne ich, dass die Krankenschwester eine Leitung in meinen Arm legt. Schmerzmittel. Unwillkürlich beruhigt sich mein keuchender Atem, ich spüre, wie mein Herz wieder in seinen normalen Rhythmus zurückkehrt. Der Schmerz durchlodert mich noch immer, doch er wird erträglich. Erschöpft schließe ich meine Augen.

Ganz plötzlich erlischt der Schmerz. Wie das? Ich bin seit vier Jahren querschnittgelähmt, und obwohl es bessere und schlechtere Zeiten gibt, ist die Tortur nie ganz verflogen. Doch jetzt, jetzt fühle ich mich fast gesund! Etwas Weiches streift meinen Arm. Ich kann nicht zuordnen, was es ist, doch die sanfte Berührung sowie der Blütenduft, der mich einhüllt, geben mir ein Gefühl von Sicherheit. Etwas kitzelt meine Wange, und ich schlage irritiert die Augen auf. Das grelle Sonnenlicht lässt meine Wimpern zucken, doch nach ein paar Augenblicken kann ich erkennen, was mich geweckt hat. Die Kreatur, die mir ins Gesicht blickt, ist so fantastisch, dass ich eine Se-



Valentina Stock

Geboren am 20. September 2007 in Voitsberg
 Seit 2017: Schülerin der Graz International Bilingual School
 2011-2017: Ballettausbildung an der Oper Graz
 2017-2020: Ballettausbildung an der Royal Academy of Dance als Mitglied des Austrian Youth Ballet
 Seit 2020: Modern Dance Ausbildung
 Seit 2012: Geigenunterricht an den Musikschulen Köflach und Voitsberg
 Seit 2020: Mitglied des C-Kader Teams, Golfclub Erzherzog Johann
 Hobbys: Sport, Musik, Lesen, Kreatives Schreiben, Debattierklub
 Interessen: Umweltschutz, Gleichberechtigung, Politik

kunde lang vergesse zu atmen. Es ist zweifellos ein Vogel, doch riesenhaft und betörend schön. In ihm spiegeln sich alle Edelsteine der Welt wider. Rubine auf seinem Rücken. Saphire und Smaragde an den Flügeln. Aquamarine im Gesicht. Onyx in den Augen. Zahllose weitere. Ich bin so von seinem Anblick gefesselt, dass ich erst bemerke, dass er mich sanft auf die Beine gezogen hat, als ich stehe. Ich spüre den Sommerwind durch mein Haar wehen, Schmetterlinge meine Haut kitzeln, das weiche Gras meine Füße streicheln. Halt! Meine Füße? Mein Rollstuhl verbietet es mir doch, den Boden zu berühren! Erstaunt blicke ich an mir hinab. Ich stehe auf meinen beiden Beinen! Hat die Operation, die ich soeben über mich ergehen lassen habe, so eine unglaubliche Wirkung?

Eine honigsüße Stimme in meinem Kopf befiehlt mir, mich auf den mystischen Vogel zu setzen. Vorsichtig schwinde ich ein Bein über seinen Rücken und versenke meine Fingerspitzen in seinen samtigen Federn. Mit einem abrupten Ruck hebt er vom Boden ab. Ich trotze all meinen Instinkten und strecke die Arme aus, lasse mich unbeschwert in die Wolken tragen. Für eine Sekunde befürchte ich, dass ich tot bin, doch der Wind in meinen Haaren und der Vogel unter mir fühlen sich so echt an, dass es unmöglich so sein

kann. Ich drehe den Kopf nach hinten und sehe die Blumeninsel, auf der vorhin ich aufgewacht bin, langsam verschwinden. Unter mir erkenne ich die wilde Weite des Meeres. Zischende Wellen, die sich meterhoch aufbäumen und gegeneinanderschlagen. In der Ferne erhebt sich eine Landmasse aus den Fluten, eine weitere Insel, der wir uns rasant nähern. Noch ist sie weit weg, aber ich sehe ganz genau, was sich auf ihr befindet: Eine erwachsene Frau. Ihr üppiges, schwarzes Haar und ihre leuchtenden, himmelblauen Augen, unterscheiden sich so sehr von dem ungepflegten, fahlen Teppich auf meinem Kopf und den blutunterlaufenen, wasserblauen Augen, durch die ich die Welt betrachte, dass ich sie kaum erkennen kann. Aber dann: Das bin doch ich! Ich bin es! Schön, gesund und glücklich. Ich lese ein Buch, auf meinem Schoß liegt ein kleiner Hund. Das ist meine Zukunft! Ich muss nur zu der Insel kommen, und mein Leben wird perfekt sein!

Gerade als dieser Gedanke sich in meinem Kopf ausbreitet, durchzuckt mich eine Kälte, und ich fühle mich so, als ob ich bei lebendigem Leib eingefroren werden würde. Ein ohrenbetäubender Schmerzensschrei erklingt, eine bekannte Stimme. Ich sehe Blut. Ohne richtig darüber nachzudenken, weiß ich, was da geschieht - meine Geburt. Ich sehe mein Le-

ben, alle Dinge, die ich durchstehen musste! So plötzlich, wie er gekommen ist, vergeht der Schmerz. Es fühlt sich so an, als würde ich in eine Decke gewickelt werden. Meine Mutter blinzelt mich liebevoll an und nimmt mich in die Arme. Aber die Szene verschwindet, ich bin wieder die Reiterin des Vogels. In der nächsten Sekunde zucke ich erneut zusammen. Irgendetwas trifft meine Schulter. Ein Stein! Wo ist der denn hergekommen? Vor meinen nun wieder geschlossenen Augen sehe ich die zwei Jungen aus dem Kindergarten, die mich einmal mit Steinen bewarfen, nachdem ich der Kindergärtnerin berichtet hatte, dass sie meine beste Freundin beschimpft hatten. Eine Flut Steinchen prasselt auf mich nieder, ich flehe die Jungen an, sie sollen aufhören, doch vergebens. Unter Tränen ziehe ich meine Jacke über den Kopf - schon bin ich zurück in der Realität, oder dem Traum, der sich wie die Realität anfühlt.

Als ich diesmal meine Augen schliesse, weiß ich, wie es weitergeht, und ein Gefühl der Verzweiflung breitet sich in mir aus. Ich sitze in einem Auto, bald wird mein Onkel am Lenkrad vergnügt singen. Schon wendet er den Kopf nach hinten, will seine Tasche vom Rücksitz nach vorne holen, dreht den Arm, mit dem er lenkt, falsch, und wir fallen und fallen. Immer tiefer, bis wir hart am Boden auf-

prallen. Ich habe eine Platzwunde am Oberschenkel, aber ich kann mich befreien. Das Auto liegt auf der Fahrerseite, mein Onkel im Wageninneren jedoch bewegt sich nicht. Mein gellender Schrei reißt mich zurück in die Zukunft, die jetzt meine Gegenwart ist.

Wir sind der Insel ein beträchtliches Stück nähergekommen. Ich klammere mich verzweifelt an den Vogel unter mir, als ich spüre, wie er mir entgleitet – nein! Doch zu spät. Schon stehe ich auf einer Bühne, vor einem jubelnden Publikum. Bitte nicht! Mein persönlicher Alptraum. Wieso muss ich ihn noch einmal durchleben? Ich drehe mich mit Anmut, stehe graziös auf Spitze, tanze wie eine richtige Prima Ballerina. Ich bin der Star des Abends, der Grund, warum alle diese Menschen hier sind. Schallender Applaus ertönt. Mir werden Rosen zugeworfen, und da geschieht es. Das Band des linken Spitzenschuhes löst sich, aber ich drehe mich immer weiter. Ein markerschütternder Schrei ertönt, als ich falle und meine Wirbelsäule nachgibt.

Wo ist der Vogel? Ich stürze ins Meer! Das eiskalte Wasser verbrennt meine Haut, doch ich darf nicht aufgeben, muss kämpfen, ich muss auf diese Insel! Als das Wasser verschwindet, weiß ich, dass ich da bin. Erschöpft sinke ich zu Boden. Ich habe es geschafft...

Als ich aus meiner Fiebertraum-Realität zurückkehre, ist auch mein Begleiter, der Schmerz wieder da. Aber der Fiebervogel hat mich etwas gelehrt. Ich darf nicht aufgeben. Land in Sicht.

Elias Jeremy Gregoritsch

Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium,
Klagenfurt

In den Weiten des Universums, von all dem Leid verlassen,
schwebt ein Junge, ganz allein und erblassen.
Schwerelos, ohne Kummer ohne Sorgen,
so scheint es, schwebt er ruhig und friedlich in den stillen Morgen.
Doch tief in seinem toten Gesicht klebt Ruß und Stein,
dies sollte eine Erinnerung an die Vergangenheit sein.
Denn tief in seinem Inneren, ist er ganz wach,
und denkt über seine Vergangenheit nach.
Nicht allzu weit entfernt, von Rauch und Nebel bedeckt,
liegt ein Rest von einem einst ganz bekannten Objekt.
Damals war es ein Ort des Geschehens,
doch jetzt ist es eine Erinnerung, ein Gedanke des Vergehens,
denn die Menschen dort, auf der Suche nach Macht, des ewigen Strebens,
verstanden erst am Ende, den eigentlichen Sinn des Lebens.
Zu jener Zeit, in der noch das Ungewisse diese Gegend prägte,
lag einst ein Kind in einer Wiege und quäkte.
Die Welt, in der es lebte,
war voll Farben und Glück, sodass es nur so bebte.
Dieses Kind sollte bald der letzte Überlebende sein,
doch diese Vorstellung kam den Menschen dort damals noch zu klein.
Während das Kind aus den Nähten spross,
wurden des Ortes neue Länder entdeckt, sodass das Geld aus den Kassen
schoss.
Bewohner des neuen Landes wurden verdrängt,
und des Ortes weggesprengt.
Während des Jungens Kindheit zu Ende ging,
der Dreck der Menschen die Luft des Ortes fing.
Und mit den Werken der Menschen begann des Ortes Verderbens,
der Beginn des großen, grauen, Sterbens.
Der Boden begann zu zerbrechen,
und Seuchen sorgten für vieles Stechen.
Daher wollten die Menschen ihn verlassen und verschwinden,
und wollten sich des Ortes Fluches entwinden.
Doch eigentlich waren nur die Herzen der Menschen gestorben,
denn sie hatten mit ihrer Gier das des Ortes verdorben.
Und anstatt dies zu erretten,
gingen sie fort, denn sie hatten Angst, ihr eigenes Leben zu verwetten.
Doch da war noch dieser eine Junge, der blieb,
denn sein Herz war noch rein,
und er wollte helfen, egal ob er es bis an die Grenzen trieb.
Er wollte den Ort nicht verlieren,
und wollte ihm helfen probieren.
Doch es war zu spät,
der Ort entlud seine ganze Elektrizität.
Ein leiser Wind kam herbeigeweht,
und zog alles in sich hinein wie ein Magnet.
Alles wurde davon gesogen,
und des Jungen Körper voll Schmerz verzogen.

Am Ende des Sturmes,
 war das einzig lebende Herz des Jungens.
 Denn nur er hatte diese Prüfung bestanden,
 und dessen Sinn verstanden.
 Und so schwebte er still dahin,
 um einen zweiten Ort zu finden und einer zweiten Chance für einen
 neuen Beginn.
 Jetzt hatte er diese Chance bekommen,
 denn jetzt ist die Hoffnung gekommen.
 Und am Ende des Tunnels scheint helles Licht,
 endlich ist Land in Sicht.

Emma Lipka
 Gymnasium Drasche Strasse, Wien

Der klingelnde Wecker, den alle so hassen,
 zwingt uns dazu, das Land zu verlassen.
 Es scheint gerade noch in Sicht,
 doch gleich darauf verblasst es im Licht.
 Durch ein riesengroßes, weites Meer,
 von Eindruck und Abenteuer nicht leer,
 müssen wir täglich und stundenlang schwimmen,
 um den Schatten von fernem Land zu bestimmen.
 Wir erblicken Bilder von düsterer Art,
 sie verletzen uns oder machen uns hart.
 Doch nehmen wir auch liebliche Bilder wahr,
 welche für uns're Seele sind wunderbar.
 Leider sehen wir sie nicht in all ihrer Pracht,
 denn wir haben sie noch nicht in unser Land gebracht.
 Erst wenn unser Körper ist in sel'ger Ruh
 Und wenn wir machen die Augen zu,
 erst dann können wir wirklich sehen,
 wenn verschiedene Bilder im Kopf entstehen.
 Wir schauen zurück,
 ob mit Trauer oder Glück,
 auf die Strecke, die wir heut' sind geschwommen,
 auf alles, was wir haben unternommen.
 Nach vorne wir dann wieder schauen
 Und wir unseren Augen kaum trauen
 Das legendäre Land jetzt sichtbar vor uns liegt,
 uns're schärfsten Bilder es problemlos besiegt.
 Doch eigentlich es sie nur besser macht,
 wir sehen sie jetzt in ihrer Pracht.
 Es ist ein sehr bekanntes Land,
 doch sein Aussehen liegt in eurer Hand.
 Über seine Grenzen könnt ihr problemlos gleiten,
 nicht einmal durch ,ne Grenzkontrolle müsst ihr schreiten.
 So etwas gibt es in diesem Land nicht,
 denn einmal dort zu sein ist jedermanns Pflicht.
 Jeder erlebt es anders, für keinen ist's gleich,
 doch alle macht es irgendwie reich.
 Sagt mir, von welchem Land spreche ich?
 Denn das wisst ihr jetzt sicherlich.

Emma Regner
Annette-von-Droste-
Hülshoff-Gymnasium,
Düsseldorf

Saeko

Ich bin ein schlechter Mensch. Ich verspüre keinerlei Reue für meine Taten. Es ist einfacher das Geschehene mit dieser Ansicht leichtfertig abzutun, als erneut in den Zustand der Verleugnung und Missbilligung meiner selbst zu verfallen, den ich jedoch der Leere der Sedierung vorziehe. Aber was bedeutet diese Rechtfertigung und Verurteilung zugleich? Dieses unabänderliche Gute oder Schlechte in einer Person. Ich habe einen Mann ermordet. Jenen, welcher zu der Zerstörung meiner Familie beigetragen hat. Es war ein Mord. Keine versehentliche oder fahrlässige Handlung mit Todesfolge. Ein Mord. Für die einen die verzweifelte Tat eines psychisch kranken Kindes und für die anderen ein befreiender Racheakt, dabei habe ich es nicht für sie getan und auch nicht für Peyton, meine große Schwester. Sie geriet als eine von 22 Geiseln in Gefangenschaft und wurde dort für drei Monate festgehalten bis sie frei gekauft wurden. Sie alle kehrten mehr oder weniger unversehrt zu ihren Liebsten zurück, nur Peyton nicht. Peyton kehrte gar nicht zurück.

Ich stand immer in ihrem Schatten. Dem Schatten des Wunderkindes. Manchmal habe ich mir vorgestellt, wie es wäre, wenn sie weg wäre, doch dann war sie es und stand doch wieder im Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit. Schon immer fühlte ich mich alleine auch wenn ich von vielen Menschen umgeben bin. Ich habe angefangen zu hassen. Alles und jeden. Meine Familie und meine Freunde. Sie denken, dass sie mich kennen würden und doch wissen sie nichts

über mich. Sie wissen nicht, wie ich mich fühle. Ich bin gefangen in einem schwarzen Loch. Das rettende Land in Mitten der Finsternis, welches meinen Hoffnungsschimmer, meine einstigen Träume und Ziele darstellt, ist schon lange außer Sicht. Ich bin untergegangen. Lächelnd. Während ich in der Finsternis versank, habe ich die Zähne zusammengebissen und mit denen, die nicht sehen, fühlen was ich fühle, weil es so viel einfacher ist wegzusehen, gelacht, oder mich von denen, die fühlen was ich fühle, ohne zu sehen, was sie fühlen, aufziehen lassen. Manchmal stehen sich lachen, weinen und schreien so nahe.

Vor einigen Jahren habe ich mir das erste Mal absichtlich an sichtbaren und teilweise auch unsichtbaren Stellen Schnitte zugefügt, um wieder etwas zu fühlen, oder den Hass im Schmerz zu ertränken. Der eigentliche Beweggrund, welcher mich zu dieser Handlung veranlasste, war der Ruf nach Hilfe und doch blieb dieser Hilferuf unbemerkt. Nachdem es mir gelungen war das tosende Meer in mir zu beschwichtigen, überkam mich jedes Mal Scham für diese Schwäche. Ich weiß noch wie ich die zitternden Finger an den Hals hielt, um den Puls zu messen und dort verharrte, bis sich meine Herzfrequenz allmählich beruhigte. Anschließend habe ich versucht die Wunden vergebens zu verbergen. Wenn sich meine Freunde danach erkundigten, sagte ich, dass ich ungünstig gefallen war. Obwohl die Lüge nur allzu offensichtlich war, hinterfragten sie nicht meine Behauptung, sondern lachten über mein angebliches Missgeschick und meine Tollpatschigkeit.

Heute ist Sonntag. Besuchstag in der geschlossenen Psychiatrie, in die ich eingewiesen wurde. Vergeblich versuche ich mich aufzurichten, da die Gurte und Riemen, mit denen ich an mein Bett gefes-

selt wurde, mir diesen einfachen Gefallen verweigern.

Soweit ich es wegen der zeitweiligen Sedierung mitbekommen habe, sind meine Eltern sowohl heute, als auch in den vergangenen Tagen, nicht erschienen. Die eine Tochter ist tot und die andere hat einen Tod zu verantworten. Ich werde ertrinken bevor ich das Licht, das Land erreiche.

Peyton

Ich werde ertrinken. Dieser Gedanke lässt mich innehalten. Meine Arme und Beine, welche zuvor panisch gerudert haben, werden schlaff. Es ist besser so. Ein Schwall Atemluft dringt aus meinem Mund hervor an die Oberfläche. Die Oberfläche. So nah und doch so fern. Es kostet mich Mühe meine Gedanken aufrechtzuerhalten. Warum mache ich mir die Mühe eigentlich. Ich werde ohnehin sterben.

Ich will leben. Leben. Leben!

Wie eine Welle bricht es über mich herein. Ich weiß nicht was es ist. Mut, ein Überlebenswille, ein verborgener Instinkt. Leben. Erneut beginne ich um mich zu schlagen. Leben. Ich könnte es schaffen. Vielleicht. Leben. Durch die ruckartigen Bewegungen meiner Arme und Beine drifte ich langsam nach oben. Leben. Ich durchstoße die Oberfläche, atme gierig diese wundervolle Luft ein und erbreche Wasser. Ich Lebe. Erst jetzt wird mir bewusst, was es war, das mich am Leben erhielt. Hoffnung. Diese widerliche, grausame Hoffnung. Diese vergebliche Hoffnung auf Land in Sicht, die mein Leid nur in die Länge zieht. Meine noch immer tauben Finger krallen sich hilfeschend an das verbleibende Trümmerteil des gekenterten Schiffes. Ich werde sterben, früher oder später. Es wäre so einfach gewesen. Ich war dem Tod so nahe. Näher als bei den anderen Versuchen. Ich könnte auch verdursten, einfach das Wasser in der Plastik-

flasche in meiner hinteren Hosentasche auskippen, doch die Wahl dieser Option wäre der erbärmliche Tod eines Schwächlings.

Wie es den anderen Geiseln wohl ergeht? Ob auch ihr Schiff kenterte? Und meiner Familie? Saeko hat ein wildes Gemüt. Sie ist fröhlich und manchmal auch ein wenig boshaft. Stillschweigend wird sie um mich trauern. Sie wird mich nicht vergessen, nur mit der Zeit aufhören an mich zu denken. Meine Eltern werden versuchen meinen Tod zu vergessen. Mich zu vergessen. Sie werden sich an Saeko klammern und versuchen mich durch sie zu ersetzen. Sie wird ihre geliebte, kostbare Freiheit, um die ich sie immer beneidet habe, einbüßen. Es tut mir leid, Saeko! Es tut mir leid! Wie gerne würde ich ihnen von meinen Erlebnissen erzählen. Nicht, dass sie aus Erzählungen wissen würden, wie es war, zu wissen, dass man stirbt und jeden Tag die Unendlichkeit des Meeres und somit die Ausweglosigkeit seiner Situation vor Augen hat.

Am Horizont tauchen die länglichen Umrisse einer Silhouette auf. Land in Sicht.

Fiona Zimmermann
Peraugymnasium,
Villach

Aufbruch

Ich bin in meinem Zimmer, alleine – wie immer. Es ist Mitternacht und ich sitze im Dunkeln. Ich bin hellwach, denn in mir tobt ein Sturm, ein Orkan aus Nervosität und innerer Unruhe. War es die richtige Entscheidung? Ich zittere und mein Herz rast. Eine Panikattacke bahnt sich an, aber ich muss mich konzentrieren. Ich versuche, mich zu beruhigen, immerhin weiß ich, warum es so weit kom-

men musste.

Das Mobbing, das ständige schulische Versagen und mein größter Feind, die Einsamkeit. Ich kann es nicht mehr ertragen, die Hänseleien aufgrund meiner bescheidenen Noten. Als ob die Enttäuschung in den Augen meiner Eltern nicht genug wäre, müssen mich auch noch meine Klassenkameraden fertig machen. Am Anfang habe ich mich dagegen gewehrt und versucht mit ihnen zu reden, aber mit der Zeit habe ich gemerkt wie sinnlos es ist. Ich war so erschöpft von den täglichen Auseinandersetzungen, dass ich sie einfach über mich ergehen ließ. Ich habe nie mit einem Lehrer oder gar meinen Eltern darüber gesprochen, was hätte das auch gebracht? Dadurch wäre alles noch viel schlimmer geworden. Meine Mutter und mein Vater haben sowieso kaum Zeit für etwas anderes als ihre Arbeit, sie hätten mir vermutlich gar nicht zugehört. Und dann ist da noch die Schule, der Stress und die Panik vor jedem Test, die Enttäuschung bei der Rückgabe und das permanente Zittern, ob man es in die nächste Klasse schafft. Ich habe alles versucht, habe meine Hobbys aufgegeben und in meiner Freizeit nur mehr gelernt, doch auch das hat nicht geholfen.

Eigentlich hätte ich mit all dem noch umgehen können, wäre da nicht diese deprimierende Einsamkeit. Ich habe keine Freunde. Niemand, dem ich mich öffnen kann. Wie schön wäre es doch eine beste Freundin zu haben, so wie in den Filmen!

Aber, nein! Ich ertrinke in einem Ozean aus Einsamkeit, Wellen der Paik und der Rastlosigkeit schlagen über meinem Kopf zusammen. Aber jetzt ist es zu spät, ich habe die Pillen bereits geschluckt. In wenigen Minuten bin ich endlich erlöst.

Ob ich es bereue? Nein, kein Stück. Ob ich mich schuldig fühle und es

mir wegen meiner Familie leidtut? Ein wenig, vielleicht. Doch auch sie haben meine Probleme und Sorgen nicht bemerkt. Sie haben mir nur Vorwürfe gemacht und mir das Gefühl gegeben, eine Enttäuschung zu sein.

Ich muss atmen, ganz langsam und ruhig. Ich merke, wie ich mich entspanne und auch mein Puls wird friedlicher. Ich lehne mich in meinem Stuhl zurück und bemerke wie meine Gedanken etwas verschwommen werden. Mein innerer Sturm verzieht sich langsam und es folgt eine idyllische Stille.

Plötzlich kann ich es sehen: das rettende Land, ein Ort an dem ich akzeptiert werde. – Er ist so nah! Ich atme ein letztes Mal tief ein und schließe glücklich die Augen.....für immer.

Jana Waibel
Ella Lingens Gymnasium,
Wien

Marie hat Land in Sicht...

Die Tür der Notaufnahme wird aufgestürmt, Ärzte, zahlreiche Menschen in weißen Uniformen strömen in den engen, mit grauen Fliesen ausgelegten Gang, welcher zu den Behandlungszimmern führt. Vergiftung durch Schlaftabletten, im Fachjargon, Intoxikation per Hypnotika, so lautet die Diagnose des leitenden Oberarztes, der den Rettungssanitäter eilig ablöst und sich an die Behandlung der jungen Patientin macht. Wild, nahezu stürmisch schreit er die zu verabreichenden Medikamente durch die Räumlichkeiten. Und mittendrin, die Mutter, Anette, eine edel gekleidete, große und schlanke Frau, welche ihre Augen von dem leblosen Körper ihrer Tochter nicht abzuwenden wagt. Keine Reaktion und kein Lebenszeichen.

Das geschlossene Personal versucht sich daran, das am seidenen Faden hängende, Leben der Marie zu retten. Auch wenn die angeschlossenen Geräte noch einen regelmäßigen Herzschlag anzeigen, so kann jeder der letzte sein.

Asystolie. „ASYSTOLIE!“, brüllt der Arzt erneut durch das Gebäude. Es ist nichts mehr zu retten. Maries Augen werden sich wohl nie wieder öffnen. Zu hören ist nur mehr ein lauter, monotoner Ton, welcher die Tatsachen auf den Tisch legt, tot.

Die Maschinen wechseln zu einem schwarzen Bildschirm und die anwesenden Ärzte senken bedrückt ihren Kopf. Anette, die Frau, die gerade ihren wahrscheinlich fürchterlichsten Moment ihres Daseins erlebt hat, fällt zu Boden, auf den kalten, harten Fliesenboden. Nichts ist jetzt härter als der Fakt, dass sie gerade eben ihr einziges Kind verloren hat. Für alle Mütter, das extremste aller Horrorszenarien. Anette wird von den rundum stehenden Krankenpflegern versorgt, bis ein Gespräch mit dem Oberarzt ansteht. Verdacht auf Selbstmord, Fragen zur elterlichen Situation, Beerdigung. Anette kann all das gerade nicht hören. Ihre Ohren sind betäubt, sie hört nur ihren eigenen Herzschlag. „Das ist doch alles unwichtig. Nicht wichtig.“, denkt sie sich, „wie geht es ihr, wie geht es meiner Marie?“.

Jeder von uns hat schon diverse Geschichten über den Tod, der uns allen irgendwann bevorsteht, gehört. Vermutungen angestellt, wie es dann wohl weiter geht. Trivial ob religiös oder nicht, die Frage, ob der Tod unser Ende oder erst der Anfang ist, beschäftigt jeden Menschen im Leben. Ein dunkler Tunnel mit einem grellen, weißen Licht am Ende, soll uns kurz nach dem letzten Schnappen nach Luft erwarten. Manche Menschen mö-

gen der Überzeugung sein, dass unsere Seele, diesen Planeten nicht nur einmal bewohnt, andere denken, dass das irdische Leben nur eine Prüfung für die Realität im Jenseits ist. Was auch immer gerade in Ihrem Kopf vorgeht, eines ist sicher, Marie muss keine Gedanken mehr darüber verlieren.

Auch wenn Maries Leben nicht mehr in Bildern an ihr vorbeizieht, so ballen sich alle ihre Gefühlswelten zu einem gewaltigen Knoten. Der Druck ihres Brustkorbes ist kaum auszuhalten. Von der einen Sekunde auf die andere ist dieser Knoten verschwunden. Es fühlt sich so an, als ob er von etwas Ungewissem absorbiert wurde, einer Energie, dessen Kraft unvorstellbar erscheint, und sie? Sie befindet sich inmitten diesem Gefühlchaos. „Ist das die Seele, ist das MEINE Seele?“, wundert sich Marie. Ihr Körper liegt weiterhin reaktionslos auf der abgenutzten Krankenhausliege, jedoch ist er nun mit einem frischen, steril duftenden Leinentuch bedeckt. Der Knoten jedoch, welcher mit dem gängigen Ausdruck „Seele“ besser definiert wäre, ist bereits in einer anderen Galaxie. Treibend durch Raum und Zeit bahnt er sich seinen Weg. Es vermag unklar sein, ob der Weg oder ein Ort, ein Zustand, eine Konstitution, das Ziel ist. Auch wenn Marie ihren Ankerplatz, ihren endgültigen Verbleib, wenn es etwas derartiges überhaupt gibt, noch nicht erreicht hat, so ist sie zufrieden. Es ist Land in Sicht. Sie hat ihren Frieden gefunden, ihren Wohlklang. Verbundenheit.

... und Amira auch!

Brennend, drei, vier Leute, wie viele passen noch rein? Mit jedem weiterem Menschen, der von dem Ufer auf das bereits abgenutzte Schlauchboot springt, versucht das Wasser den eingenommenen

Platz auszugleichen. Schwappend bemüht es sich ein Gleichgewicht zu finden. Die Situation ist ernst, Amira weiß, die Situation ist ernst. Die Angst ist den Personen ins Gesicht geschrieben. Erschreckte Gesichter tummeln sich überall. Keiner weiß welches Ende diese Tragödie nehmen wird.

Wasser. Unmengen an Wasser. Es ist unser bester Freund, ein Verbündeter, denn ohne gibt es kein Leben. Kein Organismus hätte je unseren blauen Planeten bewohnt und nach Luft geschnappt, wo es doch zugleich einer unserer stärksten Gegner ist. Atemberaubend und zwar wortwörtlich, so ist es dem Wasser möglich unseren Körper zum Stillstand zu bringen.

Die Nacht ist über den endlos erscheinenden Meeresspiegel herein gebrochen. Wie ein Mantel umgibt die Dunkelheit die zusammengekauerten Menschen. Amira ist inmitten der Geschehnisse, insofern man das rauchige Atmen und das ungewisse Treiben des Bootes als Geschehnis wahrnehmen kann. Es herrscht Schweigen, jedoch drücken die verstörten Augen, jener Menschen, die mit ihr geflohen sind, alles andere als Stille aus. Amira hat ihren Platz am Rand des Rettungsbootes gefunden und starrt unbedacht in den niemals endenden Horizont. Die üppigen Wellen lassen das Gefährt ab und an schwanken. Links. Rechts. In jede erdenkliche Richtung lässt es sich treiben. Das Wasser, es erscheint schwarz, man kann nur mutmaßen, dass sich der Mond hinter einer tiefen Wolkenschicht verbirgt. Blickt man jedoch direkt in das Meer, so kann man nichts erkennen. Keine Pflanzen, Fische, nicht einmal das Spiegelbild ist abzulesen. Wie sollte es auch anders sein? Inmitten der Finsternis vermag alles Tod zu wirken. Die Hoffnung, welche mit dem letzten Son-

nenstrahl von dieser Erde wich. Ebenso das Zeitgefühl, das sich in dem Endlosen des Ozeans verliert. Amira verspürt in ihrem tiefsten Inneren ein Gefühl von Erleichterung, obwohl sie sich bewusst ist, dass dies auch ihre letzten Stunden sein könnten. Eine einzige Welle, ein Stoß kann ihre Welt in einem Augenblick sprengen. Nur ein Wimpernschlag ist notwendig, um es zu beenden, sie zu beenden. Auch wenn sie sich das vor Augen hält, fühlt sie sich paradoxerweise geborgen und glücklich, denn sie weiß auch, dass wenn sie es nicht in diese Situation geschafft hätte, so würde sie jetzt den anderen Geflohenen von Oben beistehen. Und wieder wendet sie sich dem Ozean zu, welcher nun sanftmütig und gleichmäßig seine Bewegung darstellt. Ihr kommt es so vor, als ob der Horizont, welcher in Wahrheit nicht mit dem Rest ihrer Umgebung zu differenzieren ist, noch dunkler als dunkel ist. Nichts mag sich zu erkennen geben. Geschuldet der Tatsache, dass sie dem Wasser keine Information entnehmen kann, blickt sie nach oben. Ihre Gedanken beginnen zu rotieren. Sie wagt es nicht sich ihre Heimat noch einmal vorzustellen, sich daran zu erinnern, dass sie dort ihre letzten Momente in Furcht verbringen musste. Geradezu eilig ziehen die Wolken weiter. Die Sterne leuchten hell in ihr Gesicht, das nun so aussieht als hätte sie viele weiße Punkte darin. Der Schein der Himmelskörper legt sich wie eine dünne Rauchsicht gleitend über die Meeresoberfläche. Weiterhin ist es so still, dass es sich so anfühlt als wollten die Sterne Amira etwas zuflüstern. Als würden sie Leben in sich tragen. Mit diesem Gedanken schließt sie beruhigt ihre Augen.

Als Amira sie das nächste Mal öffnet, blendet sie unmittelbar ein feiner, stichiger Sonnenstrahl,

welcher punktgenau in ihr reines Gesicht scheint. Erneut versucht sie ihre Lage zu beurteilen. Ihre Kameraden sitzen noch immer reaktionslos beieinander und wärmen sich gegenseitig. Das Wasser glitzert aufgeregt, als würde es von dem frühmorgendlichen Sonnenschein gekitzelt werden. Der Horizont bildet sich in allen vorstellbaren warmen Farben ab und ist nun klar von dem Meer zu unterscheiden. Noch einmal sieht sie um sich. Da,... das ist doch... nein das kann nicht sein... Land in Sicht.

Johanna Mateja Gruber
Waldorfschule
Klagenfurt

Generation Handy

Die Generation des 21. Jahrhunderts sitzt eh nur die ganze Zeit vor den Handys. Wenn wir mal nicht mehr sind, wird die Jugend es sowieso nicht schaffen. Greta Thunberg hat es auch nicht geschafft. Alle haben nur die Schule geschwänzt und sind vor ihren Handys gesessen. Die braucht eh keiner.

Wenn sie erwachsen sind, werden alle sowieso nur Influencer oder Entwickler für neue, noch bessere Handys. Ich denke nicht, dass wir unsere Hoffnung in die Jugend stecken sollten.

So denkt wohl ein Erwachsener über uns. Manchmal glaube ich auch, dass wir es nicht schaffen können, die Welt zu ändern, sie umweltfreundlicher zu gestalten, anstatt immer an unseren Handys zu hängen. Ich frage mich immer, wieso muss man fast den ganzen Tag vor Netflix sitzen und seine Lieblingsserie schauen? Wieso kann man nicht einfach im Hier und Jetzt leben, anstatt in einer virtuellen Welt zu stecken. Muss

man denn in einer Fake-Welt leben? Machen Computerspiele einen wirklich zu einem glücklichen Menschen? Ist es nicht besser, in die Welt hinauszugehen und sie einfach mal zu genießen, anstelle tagelangen zu Hause Herumhängens? Kann man etwa nicht hinausgehen und die Welt verbessern? Dinge erfinden, kreativ sein, auch mal einem Club beitreten und seine eigene Meinung sagen? Sich für Sachen einsetzen, die wirklich wichtig sind? Ich glaube nicht. Und genau das macht mir Angst: Dass wir die Generation aus dem 21. Jahrhundert sind, die Handy-Generation, dass wir scheitern, weil wir es einfach so haben wollen, dass es angenehm und unaufwändig ist. Einfacher ausgedrückt: Wir sind faul und wollen, dass alles so bleibt, wie es ist. Genau das macht mich fertig. Aber vielleicht schaffen wir es, dass Ruder irgendwann noch herumzureißen. Irgendwann, wenn wir es begriffen haben. Dann können wir hinausgehen und sagen, was uns nicht passt. Wir könnten endlich etwas tun. Ich glaube, dass alle einmal begriffen haben werden, was an der Welt nicht stimmt. Ich sehe Licht am Ende des Tunnels. Irgendwann sehen es alle ein. Wenn uns das endlich klar wird, dann wäre es so, als würde man nach einer langen Dürre endlich wieder Wasser kommen sehen oder man würde nach Corona endlich wieder seine Freunde treffen können, oder es würde nach fast unendlichem Ozean endlich Land in Sicht sein. Wenn es so weit wäre, würde ich Stolz auf uns sein. Dann haben wir es geschafft.

Wir, die Jugend.

Lara Marie Kraßnitzer
Peraugymnasium
Villach

Es sollten die Sommerferien meines Lebens werden. Mein Onkel, der Umweltaktivist Pierre Roché, und ich zusammen mit der Crew am Schiff der Blue Planet II. Ich kannte das Meer von Urlauben mit meinen Eltern, aber diese unendlichen Weiten des Nordpazifiks waren einfach gigantisch. Wir schippten so dahin als Johansson, der Steuermann, plötzlich rief: „Island in front of us!“ „Na endlich, wir steuern eine Insel an“, dachte ich mir. Aufgeregt lief ich zum Bug des Schiffes. Doch als ich sah, was mit „Insel“ gemeint war, erschrak ich zutiefst. Tonnen von Plastikabfällen und alten Fischernetzen trieben hier im Meer. Diesen Anblick in Worte zu fassen ... einfach unmöglich. In den Netzen hatten sich unzählige Fische, Seevögel und anderes Meeresgetier verfangen, dazwischen lagen Tierkadaver, welche mit den Wellen auf und ab schwankten. Mein Onkel legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Sieh, was der Mensch hier angerichtet hat, aber lass uns keine Zeit verlieren und mit der Arbeit beginnen“. Williams, der Maschinist, schmiss den alten Dieselmotor an. Der laut dröhnende Motor brachte Teile des Schiffsbodens zum Vibrieren. Er hob mit dem Kran die tonnenschweren Fischernetze in den Bauch des Schiffes. Ich erschrak als ein großer Thunfisch direkt vor meinen Beinen auf dem Boden aufschlug. Da lag er nun: ohne Flossen auf dem Rücken - sein Todeskampf war ihm ins Gesicht geschrieben. Und als wenn das nicht schon genug gewesen wäre, sollte sich das nächste Bild ebenfalls für immer in meinem Gedächtnis verankern. „Onkel Pierre, Onkel Pierre, du musst schnell kommen, du musst ihr hel-

fen!“, schrie ich aus Leibeskräften. Eine Schildkröte schlug wild zapplend und um ihr Leben ringend um sich. Das Netz verhing sich nur noch mehr um ihre Beine und ihren ganzen Körper. Mein Onkel versuchte mich zu beruhigen, was ihm nur schwer gelang. „Wie soll ich diese schrecklichen Bilder nur aus meinem Kopf bekommen“ dachte ich mir. Hinzu kam noch das krächzende Geschrei der in den Fischernetzen verhedderten Seevögel und der Gestank der Tierkadaver.

„Das ist nur ein kleiner Teil, den wir hier leisten, aber weitere Schiffe werden folgen“, erklärte mir Onkel Pierre. Die Situation stimmte mich nachdenklich, aber irgendwie auch zuversichtlich zugleich.

Nach den schrecklichen Ereignissen sollte ein unvergesslich schöner Moment folgen, nämlich als wir die gerettete Schildkröte meilenweit von Plastic Island entfernt in die Freiheit entlassen konnten. In diesem Augenblick machte sich ein besonderes Gefühl in mir breit, ein Gefühl - wenigstens ein bisschen Land in Sicht zu erkennen. Doch schon am nächsten Tag ertönte es abermals in meinen Ohren: „Island in front of us!“

Lisa Welik
BAFEP
Klagenfurt

2021 endlich Land in Sicht??

Jahr 2020 begann mit Qualen, denn Corona begann und es stiegen die Zahlen.

Kein Shoppen, kein Kino und vieles mehr, das war anstrengend und wir vermissten es sehr.

Die Leute und die Wirtschaft verlieren Arbeit und Geld, dass ist alles sehr mühsam für dieser Welt.

Lockdown eins und zwei sind nun zu end,
doch der dritte ist bald da im nächsten Moment.

Donald Trump wurde abgewählt in diesem Jahr,
doch Corona ist noch immer da. Die Pandemie hält uns in Atem. Aber die Impfung lässt noch auf sich warten.

Alle hoffen und beten sehr viel, doch die Situation ist noch immer instabil.

Streiten und diskutieren ist zurzeit ein großes Thema, auch die Politiker tun es wieder und wieder.

2020 ist zum Glück bald vorbei, den auch der Kurz nerft mich mit seiner Laberei.

Gibt es dann bald Land in Sicht? Leider wissen wir das noch nicht!

Es wird alles Unternommen, um das Corona Virus in den Griff zu bekommen.

Dann können wir wieder Freunde treffen,

Spaß haben und normal leben, und nicht nur zuhause vor dem Fernseher kleben!!!

Lucas Cottogni
Peraugymnasium
Villach

Kälte, unerträgliche Kälte. Beißen-der Wind weht mir ins Gesicht. Der Wind und die Kälte lassen mich aus einem leichten Schlaf aufschrecken. Völlig benommen und orientierungslos blicke ich um mich. Als ich nach wenigen Augenblicken wieder klar denken kann, bemerke ich, dass ich in einem völlig überfüllten Boot zusammen mit meiner Schwester Samira und meiner Mutter Fatima sitze.

In diesem Moment kommen alle meine Erinnerungen wieder hoch. Sie kreisen in meinem Kopf und

lassen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich kann an nichts anderes als an die letzten traurigen und anstrengenden Tage und Wochen denken. In der schlimmsten Nacht meines Lebens ist für meinen jüngeren Bruder Salim und meinen Vater Rafik nach einer Bombenexplosion nahe unserem Haus in Syrien jede Hilfe zu spät gekommen. Wenn ich an meine Heimatstadt Aleppo denke, sehe ich immer nur Bilder der Grausamkeit, des Krieges, der Armut, der Zerstörung, der Traurigkeit vor mir.

Aus diesen Gründen haben sich meine Mutter, meine Schwester Samira und ich dazu entschieden, die völlig zertrümmerte Stadt und unser Hab und Gut zurückzulassen, um uns auf den Weg Richtung Frieden, nach Europa zu machen. Während ich an diese schrecklichen Momente zurückdenke, spüre ich die Tränen in mir hochkommen.

Um mich von diesen bedrückenden Gedanken ablenken zu können, schaue ich mich am Boot um. Doch dies heitert meine Stimmung nicht auf, sondern verschlechtert sie nur. Überall wo ich hinsehe, Trauer, Angst, Gebrechlichkeit, Niedergeschlagenheit, Verzweiflung. Mütter sind restlos erschöpft, Kinder weinen vor Hunger. Bei einer Frau setzen die Wehen ein und sie schreit: „Musaeada!“, was so viel wie „Hilfe!“ heißt.

Diese Last an Eindrücken und Erlebnissen hat mich wohl sehr müde gemacht und ich muss erneut eingeschlafen sein, denn auf einmal träume ich von einer Gefahr, der ich ständig auf dem völlig unsicheren Boot ausgesetzt bin, dem Tod. Der Albtraum lässt mich nicht mehr los, ich höre mit Kübeln wasserschöpfende Männer und den angsteinflößenden Wellenschlag des Mittelmeeres. Frauen heulen und beten, Kinder kreischen und ringen nach Luft, kein Passagier kann schwimmen,

so auch ich nicht. Nach nur kurzer Zeit kann das Boot die Last nicht mehr tragen, und der Überlebenskampf beginnt. Mein Herzschlag wird immer schneller. Ich bekomme Todesangst. Das Wasser durchnässt zuerst meine Socken, dann meine Hose und schließlich ragt es mir bis zur Brust. Da vernehme ich unweit von mir das Schreien eines Kindes, welches von einem Moment auf den anderen abrupt endet, es ist ertrunken...

Ich erwache schweißgebadet, als mir unerwartet eine Stimme ins Ohr flüstert. Es ist die erschöpfte, jedoch hoffnungsvolle Stimme meiner Mutter: „Schau mein Junge, Land in Sicht!“

Mirjam Moser
BG GIBS
Graz

Eva, die verzweifelt am Boden liegt,
die Gedanken wirr, bis einer siegt.
Der Ausweg scheint auf einmal so
klar,
So, als wäre er immer schon da.

„Komm nur, lass dich doch gehen,
Ich möchte dich nahe bei mir sehen!“,
Der Tod mit süßer Stimme sagt,
Doch nicht nach ihr zu greifen
wagt.

Ihr Blut tropft auf den kalten
Grund,
Ein schmerzvolles Lächeln auf ihrem Mund.
Alles wurde ihr zu viel,
Der Tod scheint nun ihr einziges
Ziel.

„Lass mich nehmen deinen
Schmerz,
Ich trag es für dich, dein schweres
Herz“,
Der Tod mit süßer Stimme sagt
Und langsam nach ihr zu greifen
wagt.

Da fasst‘ sie zuletzt des Todes Hand
und all der Schmerz aus ihr verschwand.

Glauben konnte sie es nicht,
denn endlich war da Land in Sicht.

Noah Baron
Lukas Gymnasium, Bassum

Hearst as net: Mord made in Montreal

(Ein heftiges Klopfen) *„Ich spreche den Angeklagten für schuldig. Klare Beweislage und der Mörder ist sowieso immer der Gärtner.“*

(Stimmengewirr auf der Pressetribüne) *„C'est une grande catastrophe. C'est nést pas vrai.“*

Im ganzen Gerichtssaal tuschelten die Reporter und Geschworenen.

(gedämpfte Stimme) *„Ich verurteile den Angeklagten wegen Unzulänglichkeit zu lebenslanger Haft in einer Seniorenresidenz.“*

(genervte Männerstimme) *„Hey sie da! Machen sie die Musik leiser!“*

Kopfhörer auf.

Ground Control to Major Tom. Take your protein pills and put your helmet on

Ground Control to Major Tom (ten, nine, eight, seven, six)

Kopfhörer ab.

Montreal Policedepartment, Office. Protokoll. Der Raum neben der Besenkammer.

„Ihr Name ist also Simon Smith. Richtig?“

„Ja.“

„Sie sind 99 Jahre alt, sind Langzeitmitglied des Hasenzüchtervereins und des örtlichen Monopoly Spieleclubs?“

„Ja.“

„Sie leben in Kanada, in Montreal, in der Avenue de Jules Siegfried?“

„Ja.“

„Sie sind leidenschaftlicher Kleingärtner und Gemüseexperte?“

(leicht hüstelnd) „Was?“

„Mr. Smith, nehmen Sie ihre Kopfhörer ab und machen sie die Musik aus, auf der Stelle!“

„Ja.“

„Sie sind ein großer Fan von David Bowie, Queen, STS sammeln Beatles Outtakes auf Schallplatten und Sie haben ein Eintrag ins Strafregister wegen Belästigung ihrer Nachbarin Mrs. Crumbilister, nächtliche Ruhestörung, durch stundenlanges Rockmusikhören mit Hilfe von Bluetooth Ghettablasterboxen?“

„Ja.“

„Wir haben Dorothe unter Ihrem Gemüsebeet gefunden, Mr. Smith!“

„Das Gemüse?“

„Nein, die Frau. Mrs. Crumbilister.“

„Ich bitte Sie zum letzten Mal, nehmen Sie ihre Kopfhörer ab, Mr. Smith.“

„Ja.“

„Kommen wir zum Punkt. Haben Sie Dorothe Crumbilister umgebracht?“

„Nein.“

„Antworten Sie bitte ausführlicher.“

„Ja, also.“ (kurzes Schweigen) *„Ich möchte meinen Anwalt sprechen.“*

„Mr. Smith! Ich bin ihr Anwalt.“

„Oh. Ja. Servus Herr Anwalt.“

(zur Seite sprechend) „Hallo Herr Beamter, wie läuft?“

„Schlecht.“

„Sie hat hier Niemand gefragt, Mr. Smith.“

Kopfhörer auf.

Commencing countdown, engines on (five, four, three).

Check ignition and may God's love be with you (two, one, liftoff)

Kopfhörer ab.

Simon Smith spielt gerne Monopoly. Seitdem sein Neffe aus Klagenfurt Lendhafen es ihm im letzten Corona-Lockdown gezeigt hatte, auch im Online Multiplayer Modus.

Er kippte beinahe aus seinen lila Plüschpantoffeln als ihn ein kurzes Klingelkonzert später, eine schwer vermummte Spezialeinheit der kanadischen Kriminalpolizei vor seiner Haustür begrüßte. Mr. Smith wollte schnell noch ins Bad, um sich umzuziehen, sein Morgenmantel schien ihm nicht der geeignete Kleidungsstil zu sein, für so einen Moment, doch der Beamte der gerade aus der geöffneten Terrasentür ins Haus stürmte hielt ihn fest und fragte:

„Was stinkt denn da so in Ihrem Gemüsebeet?“

„Ach, das ist nur mein neuer Dünger. Was wollen Sie von mir?“

„Sie machen jetzt erst einmal die Musik leiser. Es ist ja kaum auszuhalten.“

„Ach, lassen sie es doch einfach.“

Kopfhörer auf.

And in my hour of darkness, She is standing right in front of me.

Speaking words of wisdom, let it be, let it be.

Kopfhörer ab.

Ich lud den Leichnam meiner Nachbarin von der Schubkarre ab und lies sie vorsichtig in das Loch, dass ich im Gemüsebeet gegraben hatte, gleiten. Ihr zerzaustes Haar strich ich sanft noch ein letztes Mal zur Seite. So war es gut. Dann pflanzte ich die Tomaten über ihrem Kopf wieder ein und fand die Vorstellung irgendwie schön, aber auch beängstigend, dass, wenn die Tomaten im Sommer Früchte tragen sollten auch ein bisschen von Dorothe in den Tomaten enthalten war. Wäre das Gestern mit dem Spaten im Garten doch bloß nicht passiert.

Kopfhörer auf.

yesterday, All my troubles seemed so far away, Now, I need a place to hide away

Oh, I, I believe in yesterday

Kopfhörer ab.

Dorothe war auch nicht mehr die Jüngste. Als sie sich bückte, um den neuen Rhododendron einzupflanzen musste sie sich ganz schön anstrengen. Ich sah ihr dabei zu während ich an *Hearst as net in der Version von Conchita und Ina dachte* und mit pfiiff. Dabei zwickte ich mit zittrigen Händen einen überstehenden Ast nach dem anderen ab. „Simon, kannst du mir bitte den metallenen Rechen rüberbringen?“

„Hier bitte schön.“

Ich stellte den Rechen vor ihr auf.

„Wo ist er den, der Rechen, Simon? Gib ihn mir jetzt.“

(freundlich schmunzelnd) „Sonst werde ich mich gleich an dir rächen!“

„Er steht doch direkt vor deiner Nase“, sagte ich.

„Wo?“

Ihrer falschen Bewegung, folgte ein dumpfes, holzenes Knirschen. Kurz, aber eindringlich, ähnlich dem Geräusch eines abbrechenden morschen Astes, der nach einem heftigen Windstoß von einer Baumkrone auf den Asphalt donnert und in zig Teile zerfällt. Ottobasale Fraktur. Schädelbruch. Ruhe, im Bruchteil einer Sekunde.

„Dorothe! Alles Okay? Dorothe? Hörst du mich?“

Kopfhörer auf.

Glabst net a Du, jetz wird des ols schö langsam schmelzn.

Glabst net a Du, jetz wern dann wieda Blumen blühn.

Da kummt die Sunn, dadadaaaaa, da kummt die Sunn, i gfrei me, des is klass.

Kopfhörer ab.

Die Sonne war gerade erst aufgegangen. Es klingelte schon wieder. Dorothe stand an der

Türschwelle. „Wo kommst du denn plötzlich her?“

„Ach, ich dachte mir, ich mach heute mal meinen Garten und wollte dich fragen, ob du, unter Nachbarn, ein wenig mit anpacken kannst.“ „Lieber nicht. Heute ist nicht so mein Tag.“

„Simon Smith, drückst du dich hier etwa vor der Arbeit?“ „Ach was, ich komm ja schon mit“, sagte ich. „Simon bitte stell doch die Musik aus!“ „Okay.“

Kopfhörer auf.

There's no chance for us. It's all decided for us.

This world has only one sweet moment set aside for us.

Who wants to live forever. Who wants to live forever

Kopfhörer ab.

Musikalisches Fadeout.

Begleitet vom Sonnenuntergang über dem Gemüsebeet.

Sara Weiß
Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium
Klagenfurt

Gedanken einer Reise

Wissen wir was gerade passiert. Was passiert eigentlich. Wie passiert etwas. Was bedeutet es, wenn etwas passiert. Passiert überhaupt etwas. Darf etwas passieren. Kann man sehen was passiert. Sieht man etwas. Wer weiß was man wirklich sieht. Wann sehen wir. Kann man sich ansehen. Sieht man sich selbst. Wie sehen wir. Sehen wir das Reale. Bedeutet Realität, die Wahrheit. Leben wir in der Realität. Kennen wir eigentlich die Realität. Wer weiß, was die Realität auslöst. Macht die Realität etwas mit uns. Woher wissen wir, ob etwas real ist. Ist es real, dass es einen Anfang gibt. Wer weiß, ob es einen Anfang gibt. Wo kann etwas anfangen. Gibt es überhaupt einen Anfang. Ist der Anfang etwas Gutes. Wissen wir überhaupt was gut ist. Gibt es so etwas wie das Gute. Können wir Gutes tun. Ist immer alles gut. Welche Bedeutung hat immer. Signalisiert es die Ewigkeit. Was bedeutet die Ewigkeit. Besteht die Ewigkeit überhaupt. Kennt die Ewigkeit eine Zeit. Wieviel Zeit haben wir. Wer sagt, wieviel Zeit

wir haben. Wer weiß, wieviel Zeit uns bleibt. Wissen wir in welcher Zeit wir leben. Wie lange gibt es diese schon. Gibt es so etwas wie Zeit überhaupt. Wann hat sie begonnen. Hat die Zeit überhaupt begonnen. Kann sie enden. Existiert das Ende. Ist das Ende etwas Negatives. Wann kommt das Ende. Ist das Ende schon da. Kann etwas enden. Ist das Ende ein Ziel. Möchte man ins Ziel gelangen. Ist es weit entfernt. Kann man im Ziel eintreffen. Ist das Ziel ein Ort oder ein Land. Kann man ans Land gelangen. Möchte man überhaupt an Land. Leben wir an Land. Sieht es einladend aus. Wie kommt man an Land. Muss man reisen, um an das Land zu gelangen. Wie soll man eigentlich reisen. Ist die Reise nicht unser Leben. Reisen wir nicht immer, um zu überleben. Die Reise hat doch kein Ende oder. Sie geht weiter, auch ohne uns. Dennoch sollen wir die Reise genießen, denn jeder hat nur Eine, denn dann ist Platz für die Nächsten, die aufblühen und sprießen und die Reise ebenso genießen.

Kategorie III

In dieser Kategorie werden die Texte der Schülerinnen und Schüler der 10. bis 12. Schulstufe (16- bis 18-Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse • Mag. Dr. Robert Klinglmair
 Univ. Prof. Dr.ⁱⁿ Ulrike Krieg-Holz • Dr.ⁱⁿ Ute Liepold •
 Karin Waldner-Petutschnig • Dr. Heimo Strempl

stammt aus Hannover, hat in Göttingen, Avignon und München Germanistik, Komparatistik und Romanistik studiert (D und F). Sie war Universitätsassistentin an der Universität Genf (CH), legte dort ihre Thèse d'état ab und erhielt die Lehrbefugnis für Neuere deutschsprachige Literatur. Sie folgte 1997 einem Ruf als Universitätsprofessorin an die Universität Namur (B), 2015 dem Ruf als Universitätsprofessorin an die Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (A). Zusätzlich steht sie seither dem Musil-Institut/Kärntner Literaturarchiv der AAU vor. Neben der Neuen deutschsprachigen Literatur des 18.-21. Jhs. hat sie sich auf Edition und Archiv, literarisches Schreiben und Schreibprozesse, Medialität und Materialität von Literatur, Intertextualität, Intermedialität, Interkulturalität spezialisiert



Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse



Dr. Robert Klinglmair

geboren 1979 in Steyr, Oberösterreich. Der promovierte Volkswirt und Bildungsökonom war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Volkswirtschaftslehre der JKU Linz, am Institut für Höhere Studien (IHS) Kärnten wie auch bei der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft Kärnten (VGK). Zudem war er Senior Lecturer und Postdoc-Assistent am Institut für Volkswirtschaftslehre der AAU Klagenfurt sowie Lehrbeauftragter für die Donau-Universität Krems bzw. School of Management, Organizational Development and Technology (M/O/T) an der AAU Klagenfurt. Seit August 2018 Bildungsdirektor der Bildungsdirektion für Kärnten. Die Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Arbeitsmarkt- und Bildungsökonomik sowie Regionalökonomik.

Ute Liepold,
geboren 1965 in Bre-
genz, Studium der Philoso-
phie, Publizistik und Germanistik
an der Universität Wien. Diverse Pu-
blikationen, Studien und Forschungs-
projekte. Lehrtätigkeit an der Universität
Klagenfurt. Gründungsmitglied des Uni-
versitätszentrums für Frauen- und Ge-
schlechterstudien an der AAU Klagen-
furt. Freie Autorin und Regisseurin.
Seit 2013 Leiterin Theater Wolken-
flug. Zweifache Nestroypreis-
nominierung.



Dr.ⁱⁿ Ute Liepold



Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Krieg-Holz

Ulrike Krieg-Holz
ist seit 2015 Professorin am Insti-
tut für Germanistik (Fachbereich Germa-
nistische Linguistik) und seit Januar 2020 De-
kanin der Fakultät für Kulturwissenschaften an der
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Sie absolvierte das
Studium der Deutschen Sprachwissenschaft, Deutschen
Literaturwissenschaft und Geographie an der Universität
Passau und promovierte mit einer Arbeit über „Wortbil-
dungsstrategien in der Printwerbung“. 2011 habilitierte
Ulrike Krieg-Holz zum Thema „Textsortenstile“, wobei
Methoden und Parameter für die Stilbeschreibung und
Textsortenklassifikation im Vordergrund standen. Die
wissenschaftliche Laufbahn führte die Forscherin unter
anderem an die Friedrich-Schiller-Universität in Jena
und an die Universität Leipzig. Neben verschiedenen
Forschungsvorhaben arbeitet die Professorin aktiv
in einer Forschungs- und Lehrkooperation
mit der Universität Sorbonne Nouvelle
in Paris.



Dieter Resei

Dr. Heimo Strempl

ist Germanist
und Mitarbeiter der Kul-
turabteilung der Landeshaupt-
stadt Klagenfurt. Er betreut das
Robert-Musil-Literatur-Museum, orga-
nisiert den Klagenfurter Literaturkurs
und schreibt über künstlerische, vor
allem literarische Themen, u.a. auf
dem Blog [http://minthouse.
myblog.de/](http://minthouse.myblog.de/)

ist freie Kul-
turjournalistin in
Klagenfurt. Neben ihrer
rund 30jährigen Tätigkeit bei
der „Kleinen Zeitung“ leitete sie
zwölf Jahre den Carinthia-Verlag
und drei Jahre das Museum
Liaunig. Sie ist verheiratet und
Mutter von Philip (30) und
Anna (27).

**Karin Waldner-Petutschnig**

WIR BIETEN

NACHHALTIGKEIT
MIT GRÜNEM SONNENSTROM



Bewertungsübersicht Kategorie III

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Mirna Filipič	BG/BRG für Slowenen, Klagenfurt
2. Platz	Mara Reisinger	Waldorfschule Klagenfurt
3. Platz	Georg Urbas	BG/BRG für Slowenen in Klagenfurt
3. Platz	Johanna F. Brunner	BG/BRG für Slowenen in Klagenfurt
Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl:		
	Anna Starhemberg	BG/BRG Mössinger, Klagenfurt
	Annabell Lackner	Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Klagenfurt
	Jana Sienčnik	BG/BRG für Slowenen in Klagenfurt
	Lara Čertov	BG/BRG für Slowenen in Klagenfurt
	Nina Hafner	BG/BRG St. Martin Villach
	Nina Warum	BAfEP Kärnten
	Sophie Gerold	Waldorfschule Klagenfurt

1. Platz
Mirna Filipič
 BG/BRG für Slowenen,
 Klagenfurt



Ein Tag wie jeder Andere

Habt ihr euch jemals gefragt, was im Kopf einer 16- Jährigen so abgeht? Nein? Das ist jetzt zwar etwas ungünstig, aber ich erzähle es euch trotzdem.

Es ist Silvester. Elf Uhr, und ich liege bereits im Bett. Jaaaaa. Richtig gehört! Ich liege an Silvester um elf Uhr im Bett. Kein Scherz.

In meinem Kopf sieht es ungefähr so aus, wie bei „Alles steht Kopf“, nur mit dem Unterschied, dass meine Eigenschaften schön brav vor dem Bildschirm auf unser tägliches Meeting warten. Ganz vorbildlich, jede isoliert in einem separaten Raum.

Die Charaktere:

Boss (das ist... mein Boss)

Motivation (wie der Name schon sagt, meine überlebenswichtige Aushilfskraft und rechte Hand. Ihr könnt sie euch als Putzfrau vorstellen, ohne ihr versinke ich im Delirium)

Mr. Pigro (ist der Faulpelz in meinem Klan- definitiv nicht überlebenswichtig)

Mrs. Boaaa (trifft man nur augenrollend, ist neuerdings die Flamme von Dummheit)

Dummheit (bei der weiß man nicht genau, ob sie wirklich dumm ist, oder nur so tut als ob)

Angst (ob ihr's glaubt oder nicht, ist auch überlebenswichtig)

Schlauberger (ist... schlau, und hasst Dummheit über alles)

Motivation: (Kaut nervös auf ihren Fingernägeln herum) „Wann kommt sie denn endlich? (Da hellt sich ihre Miene auf) Ah! Sie ist da! Boss ist dem Meeting beigetreten!“

Alter: 16

Wohnort: Kärnten

Schule: BG/BRG für Slowenen

Hobbys: Gesang, Tanz, Schauspiel, Klavier, Schreiben

Warum ich schreibe: Weil ich damit zum Ausdruck bringen kann, was mir auf der Seele brennt, mich bewegt, interessiert und erfreut.

Wofür ich dankbar bin: für meine Familie und alle Menschen, die mich unterstützen bzw. unterstütz haben. Für die Möglichkeit mich zu bilden.

Boss: (etwas außer Atem) „Tut mir leid meine Lieben, mein WLAN steckt zurzeit. Aber morgen kommt es endlich jemand richten.“

Mrs. Boaa: (kostet diese Aussage einen Augenroller, worauf Boss fragend die Augenbrauen hebt) Räuspert sich. „Nein, nein, ich wollte hierbei nichts hinzufügen.“

Boss: „Wie dem auch sei, wir haben heute vor allem EIN wichtiges Thema zu besprechen. Was schreiben wir für den Junior-Bachmann Wettbewerb?“

Dummheit: „Darf ich fragen, warum wir hier teilnehmen?“

Schlauberger: „Weil du dafür ein Plus bei deiner Deutschlehrerin bekommst, du Dödel!“

Dummheit: „Mr. Pigrooooo! Dein Einsatz!“

Mr. Pigro: (schreckt hoch) „W-w-was?? Ach, ja... ist das denn wirklich nötig? Wir könnten doch morgen anstatt dessen einmal aus-schlafen!“

Boss: (entscheidend) „Schluss jetzt! Wir machen das, weil wir das Schreiben lieben. Ich weiß, es sind gerade schwere Zeiten, aber da müssen wir jetzt durch!“

Mrs. Boaaa: (sinniert dramatisch) „Dem stimme ich zu! Ich kann es gar nicht erwarten anzukommen!“

Boss: (verwirrt) „Wo ankommen?“

Dummheit: (nickt ihrer Liebsten bestätigend zu) „Na an Land! Ich bin schon ganz seekrank von den beiden Wellen, die unser Boot aus der Bahn geworfen haben!“

Schlauberger: (holt tief Luft, um etwas zu sagen, da friert der Bildschirm plötzlich ein)

Angst: „Warum bin ich jetzt verwirrt? Könnt ihr mich bitte aufklären?“

Dummheit: (setzt sich kerzengerade hin, euphorisch darüber, die einzige Schlaue zu sein) „Boss sagt doch andauernd, dass wir alle im selben Boot sitzen und sie hofft, dass uns keine dritte Welle mehr umlegen wird. Und als ich googelte, war neben dem Bild von unserem Land doch tatsächlich eine Zeichnung mit zwei krakeligen Wellen. Wer die gezeichnet hat, war vermutlich leicht beschwipst, aber erkannt habe ich die Wellen trotzdem.“

Im Meeting sind alle sprachlos, nur Mrs. Boaaa nickt ihr bestätigend zu.

Schlauberger: (ist wieder da und hochrot im Gesicht) „Ich bin mal ausnahmsweise glücklich, über meine instabile Verbindung, da musste ich dein Geschwafel nicht

anhören!! Dir ist schon klar, dass Boss damit die Pandemie meint, oder? Und mit den beiden Wellen die Infektionszahlen?“

Dummheit: (weinerlich) „Es ist mir egal, was damit gemeint ist, ich will mein altes Leben wieder zurück! Ich meine, schön und gut, dass jeden Tag Verkleidungspflicht herrscht, aber das bringt doch nichts, wenn wir nur zu Hause sitzen müssen!“

Motivation: (vergräbt den Kopf in den Händen und nuschelt) Maskenpflicht! Das heißt Maskenpflicht!! Und ist für einige Menschen lebenswichtig!“

Schlauberger: „Hey! Motivation! Klug sein ist mein Job, halte dich da raus!“

Boss: „Ich weiß, wir treten uns schon alle auf die Füße, deshalb bleibt bitte locker!“

Im nächsten Moment knallt es draußen mehrmals gewaltig.

Angst: (genervt) „Was war das?“

Schlauberger: „Andere Motivationen und Dummheiten beim Vernachlässigen des Feuerwerk-Verbotes.“

Motivation: (genervt) „Was ist nur los mit uns? Angst hat keine Angst mehr und ich werde depressiv, oder was? Wisst ihr was? Weckt mich, wenn Land in Sicht ist, ich möchte endlich aus diesem Boot heraus!“ (tritt aus dem Meeting aus)

Schlauberger: (holt tief Luft, da friert der Bildschirm ein)



Name: Mara Reisinger

Geburtstag: 01.04.2002

Schule: Waldorfschule Klagenfurt

Persönliche Interessen: Fotografie, Malerei, Yoga, Lesen, Tanzen, Kochen

Das begeistert mich: Gedichte und Prosa schreiben, Emotionen & Momente durch Kunst jeglicher Art vermitteln

2. Platz

Mara Reisinger
Waldorfschule
Klagenfurt

Ich kannte ihn schon länger.
Ich hatte ihn schon öfter gesehen.
Ein Bekannter der Familie.
Er hatte ein nettes Lächeln.
Älter als ich.
Ich habe trotzdem zugesagt.
Und er wollte mir in Chemie helfen.

Und es war nett.
 Er war wirklich nett.
 Er schon 27. Ich erst 16.
 Ich trug Jeans und ein großes T-Shirt.
 Nichts Auffälliges oder Besonderes.
 Er machte mir viele Komplimente. Ich bedankte mich. Dachte mir nichts dabei.
 Er war nur freundlich zu mir. Ein Erwachsener, der mich stärken wollte. Richtig?
 Er bestand darauf mich nach Hause zu begleiten.
 Es war schon dunkel.
 Kaum ein Mensch war mehr unterwegs.
 Er hatte gesagt Mädchen wie ich sollten spätabends nicht allein heimgehen.
 Es sei zu gefährlich.
 Dann zog er mich in eine Gasse.
 Kein Licht. Kein Mensch in der Nähe.
 Er drückte mich gegen eine Hauswand.
 Ich fragte ihn was er tue.
 Er wüsste, ich wolle es auch, hat er gesagt.
 Ich schüttelte benommen den Kopf. Nein.
 Ich sagte nein. Ich sagte nicht nur einmal Nein.
 Er sagte ich solle nicht lügen.
 Verzweifelt suchte ich nach Hilfe, nach Land in Sicht.

Nichts

Er presste seine Lippen auf meine.
 Er war viel stärker als ich.
 Ich konnte mich nicht wehren.
 Seine eine Hand presste mich fest gegen die Wand.
 Er tat mir weh.
 Er ignorierte es.
 Die andere Hand lief über meinen Körper.
 Über meine Brüste.
 Ich flüsterte, er solle aufhören.
 Er ignorierte es.
 In meine Hose.
 Ich solle aufhören zu weinen.
 Über mein Gesäß.
 Ich solle mich nicht so anstellen.
 Kein rettendes Land war in Sicht.
 Nur er und die dunkle Gasse als stürmendes, erdrückendes Meer.
 Niemand sah und niemand merkte, wie ich unterging.

Irgendwann ließ er von mir ab.
 Meine Augen waren verheult. Mein Körper verkrampft.
 Ich brachte kein Wort heraus.
 Ich wusste nicht was gerade passiert war.
 Ich fühlte mich wie betäubt.
 Er begleitete mich noch Heim.
 Sagte immer wieder wie wunderschön ich wäre.
 Wie attraktiv ich sei.
 Wie toll meine Lippen seien.
 Ich sagte nichts. Ich konnte nichts sagen. Ich wusste nicht was ich sagen sollte.
 Ich starrte nur auf die Straße vor mir.
 Die Wellen hatten mich verschluckt.

3. Platz
Georg Urbas
 BG/BRG für Slowenen,
 Klagenfurt

Kein Land in Sicht

Land habe ich gefunden, stehen kann ich nicht darauf.

Tage, Monate, vielleicht sogar ein Jahr sind vergangen, seit ich mein Dorf und meine Mutter verlassen habe. Das Gefühl für Zeit ist längst abhandengekommen. Vermutlich schon als ich noch ein Zimmer mit meiner Mutter im Hause des Onkels teilte. Zu dieser Zeit war Vater schon einige Zeit von uns gegangen. In einer Nacht weckte er mich und erklärte mir, er ziehe in den Kampf für „meine Zukunft“. Ein Kampf im Namen Gottes. Ich stelle mir gerne vor er habe zu einem Zeitpunkt den Widerspruch erkannt. Töten für Gott. Der Allmächtige, der Allwissende, der uns erschaffen hat, möchte, dass wir sein Tun zerstören? Zuhause, wenn man ihn so nennen kann, den Ort meiner Geburt. Dort war Land für mich.

Nachdem meine Mutter mit mir zurückgeblieben war, nahm uns ihr Bruder, ein wenig erfolgreicher Bauherr, auf. Häuser bauen im Krieg. Ein schlechter Scherz. Im Gegenzug zur Unterkunft musste ich mit meinen Cousins am Bau helfen. Harte Arbeit war nichts Neues für mich. Den Luxus einer Schule konnte sich meine Familie nicht leisten und so habe ich angefangen zu arbeiten, als mein Vater aufgehört hat, mit Geld nach Hause zu kommen. Ich denke Perspektivlosigkeit und Verzweiflung machten aus meinem Vater diesen mir unbekannten Mann. Meine Mutter war sein ein und alles, seine Motivation nicht aufzuhören.

Dann fing er an weniger oft heim zu kommen. So hat meine Odyssee auf der Suche nach Land seinen

Lauf genommen.

Abgesehen von Arbeit, verbrachte ich viel Zeit mit Anas, dem jüngsten Cousin und mir liebsten Menschen neben meiner Mutter. Es war seine Idee nach Europa zu gehen. Als kleiner Bruder wurde er als Anhängsel betrachtet und dementsprechend war die ihm zukommende Aufmerksamkeit begrenzt vorhanden. Man hörte öfters von Verwandten oder Bekannten, die es wagten in Richtung Westen zu ziehen. Schauergeschichten wurden meist im selben Atemzug ausgesprochen. Nie konnte ich mir vorstellen diese am eigenen Leib zu erleben. Es waren ja nur Geschichten. Nicht wahr?

Um von Syrien aus in die Türkei zu kommen, reicht es die richtigen Leute zu kennen. Anas hatte einen Freund, dessen Bruder einen Freund hatte, der uns im Austausch gegen den Schmuck unserer Mütter in die Türkei bringen würde. Soweit schien alles wenig kompliziert für uns. Ein Handy wurde uns gegeben und wir warteten jede Nacht gespannt, ohne zu wissen auf was. Dann erfuhren wir Zeit und Ort.

Ein schrottreifer Kleinlaster brachte uns verpackt in Kartons gemeinsam mit Nüssen und Früchten über die Grenze. Wie Ware wurden wir aufgeladen und ohne jegliche Verpflegung eingepfercht. Wir kauerten zwei volle Tage auf der Ladefläche, als die Box abgeladen und der Deckel entfernt wurde. Menschliche Bedürfnisse und Dränge spielten auf diesem Weg keine Rolle. Stinkend und verdreckt hat man uns wie Tiere freigelassen.

Auf den Märkten konnten wir genug Essen auftreiben, um zu überleben. Ab und an fand sich ein gutes Stück Obst, meist aber nur die auf den Boden gefallene Ware. Anas und ich heuerten auf verschiedenen Baustellen an. Wir lebten auf der Straße oder in Parks, was im Sommer kein Problem war,

doch je später es im Jahr wurde, desto kälter und rauer wurden die Nächte. Das Geld, welches eigentlich unsere Überfahrt nach Griechenland bezahlen sollte, mussten wir für Kleidung und Dach über den Köpfen aufwenden. Im Frühjahr begannen wir erneut zu sparen, um möglichst vor dem Herbst das türkische Festland verlassen zu können. Es war so weit, im Juli hatten wir ausreichend Geld und eine Kontaktperson, die uns helfen sollte. Nachdem bezahlt wurde, brachte uns ein PKW an die Küste, wo bereits eine Gruppe von zehn wartete. Schlussendlich waren wir knapp 40, die sich auf das Schlauchboot drängten. Wir wurden angewiesen erst nach Dämmerung abzulegen und uns an einem bestimmten Stern zu orientieren. Das hätte möglicher Weise, bei klarem Himmel, auch funktioniert.

Nach mehreren Stunden auf offener See entdeckten wir Lichter am Horizont. Ein graues Schiff mit der Aufschrift COAST GUARD näherte sich uns. Einige standen auf und versuchten die Aufmerksamkeit der Besatzung auf uns zu ziehen. Die Hoffnung an Land gebracht zu werden, verringerte sich mit jedem Augenblick. Ohne seinen Kurs zu ändern, steuerte das Gefährt auf uns zu. Um Haaresbreite, verfehlte uns der Bug, doch die Wellen und Turbulenzen verursachten ein starkes Schaukeln. Ich hörte einen Schrei und sah einige Männer eine Frau zurückhalten, die ins Meer springen wollte. Später erfuhr ich von dem Mädchen, welches durch einen starken Ruck von Bord gestoßen worden war. Die Frau war dessen Mutter. In den Morgenstunden konnten wir eine Küste sehen. Endlich würden wir europäisches Festland erreichen. Land in Sicht!

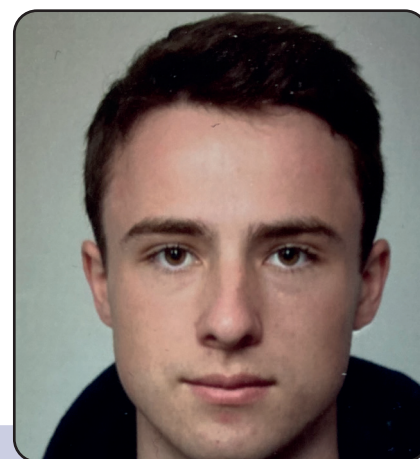
Ein Strand mit weißem Sand lag vor uns, als wir an Land kamen. Bald darauf entdeckte uns die Polizei und wir wurden mit Bussen in

ein Lager gebracht. Dort erstreckten sich Zelte in alle Himmelsrichtungen. Dazwischen häufte sich Müll, und wohin das Auge reichte tummelten sich Menschen. Beamte erfassten uns und untersuchten uns oberflächlich auf Verletzungen, bevor sie uns eine Decke gaben und entließen.

Seit diesem Tag sind wir auf uns gestellt. Anas und ich haben es geschafft zusammen zu bleiben. Wir teilen uns mit anderen Jungen ein Zelt, das Lager dürfen wir aber nicht verlassen und es gibt nicht viel, um sich die Zeit zu vertreiben. Jetzt habe ich die Erzählungen aus meinem Dorf selbst erlebt und sie kommen nur annähernd an die

Wahrheit heran. Ich sollte zufrieden sein, habe ich nicht Land gefunden? Ich bin hier und trotzdem, bin ich es nicht!

So könnte ein Flüchtling seine Geschichte erzählen. Ein Flüchtling, der in Griechenland gestrandet ist. Ohne Möglichkeit sich aus der Situation zu befreien, ohne Perspektive, die Zukunft ungewiss. Land in Sicht, jedoch so weit weg.



Name: Georg Urbas

Alter: 17 Jahre

Wohnort: Völkermarkt

Schule: ZG/ZRG za Slovence / BG/BRG für Slowenen

3. Platz

Johanna F. Brunner
BG/BRG für Slowenen,
Klagenfurt

Rachida wendet ihren Blick nach oben. Während der letzten Monate ist sie Meisterin darin geworden, die ungefähre Uhrzeit aus dem Stand der Sonne abzulesen. Die Septembersonne steht schon recht tief – es kann also nicht mehr lange dauern, bis ihre letzten glimmernden Strahlen ins Meer eintauchen und hinter dem Horizont verschwinden. Um die junge Mutter herum ist nichts als Wasser. Das Meer ist ruhig – noch, denn in einiger Entfernung ziehen am Himmel dunkle Wolken heran. Hoffentlich ist bald Land in Sicht.

Neun Monate ist Rachida schon mit ihrem ein Jahr altem Buben Aaiana unterwegs. Von Kabul aus hat sie mit dem Baby auf dem Arm ganz Afghanistan sowie den halben Iran durchwandert, ist unter enormen Anstrengungen bis in die Türkei gekommen und befindet sich jetzt auf einem Boot nach Griechen-

land. Die kleine Touristen-Fähre schaukelt zwischen den Wellen hin und her. Niemand aus ihrer Familie hat ihr zugetraut, in Afghanistan allein ein Kind großzuziehen. Weder ihr Vater noch ihre Mutter wollten sie unterstützen. Rachida musste viel Mut aufbringen, um sich von ihrem gewalttätigem Verlobten zu trennen. Ihre Freundinnen haben ihre Entscheidung nicht verstanden und sich abgewandt. Von ihrer Familie und Freunden verstoßen, ohne Geld und Perspektive als Frau, sah Rachida keine andere Möglichkeit, als zu flüchten – für sich und ihr Kind eine bessere Heimat zu finden. Eine Heimat, in der sie mehr Rechte hat. In einem Land, wo sie eine Ausbildung beginnen darf. An einem Ort, wo sie frei und unabhängig ist. Hoffentlich ist bald Land in Sicht.

Rachida schaut sich besorgt auf dem kleinen Boot um. Menschen mit Rucksäcken, größer als sie selbst, abgetretenen Wanderschuhen und verschwitzter Kleidung sind froh über die wenigen Sitzgelegenheiten auf der Fähre. Sie können sich erholen von ihren anstrengenden Wanderungen, lassen

sich zufrieden in ihre Sitze sinken und können sich auf ihrer Heimreise ausrasten. Rachida allerdings kann es sich nicht erlauben, sich zu entspannen. Jeder ihrer Muskel ist angespannt. Immer noch hat sie Angst, man würde sie und ihr Baby entdecken und zurück nach Afghanistan bringen. Angestrengt blickt sie in Richtung Horizont, um in der Ferne Land zu erkennen. Dann hätte sie es geschafft. Dann wäre sie endlich in Europa angekommen. Hoffentlich ist bald Land in Sicht.

Unruhig geht Rachida mit Aaiana auf der Fähre hin und her. Obwohl sie in den letzten Monaten kaum geschlafen hat, kann sie sich nicht hinsetzen. Ihren Sohn hat sie in der Zeit keine Sekunde ausgelassen, seit Monaten hält sie ihn fest umklammert. Eigentlich müsste sie jetzt all ihre Kräfte sammeln und sich ausruhen. Wenn sie einmal in Griechenland angekommen ist, steht der kräftezehrendste Teil ihrer Flucht noch bevor: Rachida will mit ihrem Kind bis nach Österreich kommen. Das hat sie sich fest in den Kopf gesetzt. Sie will dort studieren, arbeiten und endlich

nicht mehr in Angst leben müssen. Es besser haben. Doch der Weg bis dorthin ist noch anstrengend und lang. Wenn doch nur endlich Land in Sicht wäre!

Bei all den Anstrengungen und Härteproben, die ihr auf ihrer Flucht widerfahren sind, hat Rachida aber auch Glück gehabt. Als sie am Hafen von Ayvalik in der Türkei angekommen ist, dachte sie, ihre Reise wäre hier zu Ende. Nie hätte sie es geschafft, genug Geld für zwei Tickets nach Griechenland aufzutreiben und sich mit ihren schmutzigen Kleidern als Touristin auszugeben, um von der Polizei nicht als Flüchtling aufgehalten zu werden. Doch dann hat sie plötzlich ein junger Mann angesprochen. Er sah ihr die Verzweiflung an und hat scheinbar schon mehreren Flüchtenden geholfen. Er hat ihr kurzerhand zwei Tickets in die Hand gedrückt, sie mit Aaiana auf die kleine Fähre für Touristen geschoben und ihr beim Ablegen nur ein paar Worte auf einer fremd klingenden Sprache zugerufen, was geklungen hat wie „Viel Glück“ auf Englisch. Zumindest glaubt Rachida das – in ihrem Leben hat sie noch keine Schule besucht, an der sie Englisch hätte lernen können. Noch etwas, was sie nach ihrer Ankunft in Österreich ändern möchte. Wenn doch nur endlich Land in Sicht wäre!

Langsam kommen die Gewitterwolken über der Ägäis immer näher und es beginnt zu donnern. Die Herbstsonne hat heute keine Chance mehr, ins Meer einzutauchen und das Wasser rötlich zu färben. Es beginnt zu regnen, kurz darauf schüttet es wie aus Kübeln und Blitze ziehen über den Himmel. Die kleine Fähre wird zwischen den unruhigen Wellen hin und her geschmissen. Doch all das macht Rachida nichts aus. Geduldig steht sie bei der Reling, den Blick angestrengt nach vorne gerichtet. Das Land, wo ist es? Da,

Land! Rachida atmet erleichtert auf. Nach so langer Zeit des Wartens der erste Lichtblick. Das Land! Land ist in Sicht!



Name: Johanna Friederike

Nachname: Brunner

Geburtstag: 30. September 2003

Alter: 17 Jahre

Wohnort: Klagenfurt am Wörthersee

Schule: BG/ BRG für Slowenen in Klagenfurt

Hobbies: Bücher lesen (neben Deutsch auch in slowenischer, italienischer und englischer Sprache), schreiben, Leichtathletik, reiten, backen und kochen, gärtnern, wandern, puzzeln

Anna Starhemberg
BG/BRG Mössinger
Klagenfurt

Land in Sicht?

Ein, zwei, drei Mal glitt das Ruder durch das dunkle Wasser. Kräftige Muskeln spielten in der Morgensonne, Tropfen perlten langsam entlang der Schläfe und verloren sich im borstigen Bart. Zarte Schatten tanzten über die Wellen und schienen spielerisch um das leicht gewölbte Holzblatt zu hüpfen um den Ruderer mit der Leichtigkeit ihrer Bewegung zu verspotten. Ein, zwei, drei Mal glitt das Ruder durch das dunkle Wasser.

Der starke Bug teilte streng und unbarmherzig. Wütend rollte das Wasser entlang des Rumpfes. Wütend schlug es gegen die schwachen Stellen des Bootes. Schadenfroh und triumphierend trug es rote Farbsplitter davon um sie im salzigen Schlund zu verschlingen und nie wieder hervorzugeben. Der starke Bug teilte streng und unbarmherzig.

Der Wind flüsterte dem glatten glänzenden Holze Mut zu. Sanft rollte er über die Reling, sanft drang er durch alle Ritzen hindurch und sanft strich er über Maserung des vergangenen Lebens. Neckend spielte er mit der kleinen weißen Fahne, als wolle er deren Furchtlosigkeit auf die Probe stellen. Der Wind flüsterte dem glatten glänzenden Holze Mut zu.

Die Sonne stieg hoher, in der Ferne wölbten sich unbedeutende Wolken die vom Winde zerstreut und wieder in einer neuen Form zusammengefügt wurden. Die Sonne beobachtete lächelnd das Spiel des Windes und befreite immer mehr Leibeigene des Wassers von der unerbittlichen Herrschaft. Immer

übermütiger formte der Wehende. Immer schneller, eifriger baute er. Das Wasser schlug aufgebracht empor und versuchte seine Sklaven zurückzurufen. Die Schatten wurden dunkler. Die Sonne versteckte sich eingeschüchtert hinter den bedrohlichen Wolken.

Ein, zwei, drei Mal glitt das Ruder durch das dunkle Wasser. Die Dolle zitterte unter der stärker werdenden Bewegung. Das Boot wurde hin und her gerissen. Die Gischt peitschte auf die gerötete Haut. Der Wind zerzte an dem glatten glänzenden Holz. Die Wellen türmten sich bedrohlich vor dem Bug auf, doch noch teilte es streng und unbarmherzig. Einmal. Immer stärker Wasser rüttelten am Ruder. Zweimal. Außer sich vor Wut versuchte die See das Holz festzuhalten. Dreimal. Der Wind schrie die Wellenberge an und schupfte sie gewaltsam herum. Der Kampf schien endlos. Der Wind stellte feixend die Wolken zur Schau und das Wasser richtete sich fast ohnmächtig vor Zorn immer wieder auf und schlug nach dem Übeltäter der höhnisch auswich.

Das Bug gab erschöpft dem Wasser die Führung und sah entmutigt zu wie Wellen schadenfroh über die Reling ins Boot strömten, sich im Bauch kichernd ausruhten und dann mit noch einen größeren Getöse zurück zu ihren Artgenossen sprangen. Das eine Ruder schlug auf das Wasser, das andere schlug die Luft. Finger krallten sich so fest an die Stäbe, dass sie weiß anliefen. Einmal. Der Körper wurde hin und her geschmissen. Zweimal. Am Boot hangen einige weißen Fasern der Furchtlosigkeit. Drei... rasend riss das Wasser das Ruder aus der Hand. Weit flog es, tief sank es. Die lose Hand formte sich zornig zu einer Faust und ein verbitterter Fluch flog gen Himmel. Das Wasser zog und zerzte am zweiten Ru-

der. Mit stiller Freude merkte es, dass der Widerstand immer weniger wurde und mit einem letzten Ruck trug es triumphierend die letzte Hoffnung davon. Unten im Boot kauerte der Geschlagene, hämisch begutachtet und gequält von dem erbarmungslosen Feind. Die Augen geschlossen und sich dem Schicksal fügend rührte er sich nicht.

Annabell Lackner
Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium, Klagenfurt

EIN STURM DER LÜGEN

Ich ertrinke. Ich ertrinke in einem Meer aus Lügen. Wilde Wellen peitschen auf mich ein, drücken mich unter Wasser, rauben mir die Luft. Ich ertrinke in einem Schwall der Information, wahre falsche, ich weiß es nicht. Schon lange ist nicht mehr klar, wem ich vertrauen kann. Wer spricht noch der Wahrheit wegen, wer nur aus blindem Gehorsam? Wer hinterfragt überhaupt noch was sie uns sagen? Machtlos sind wir, wie unbedeutende Matrosen auf einem sinkenden Schiff.

Ich ertrinke. Ich ertrinke in Einsamkeit. Ihre Wellen reißen mich hin und her. Bleierne Fesseln der Ungewissheit ziehen mich auf den Meeresgrund, immer weiter geradewegs in den geöffneten Schlund eines finsternen Abgrundes. Völlig allein treibe ich hier am offenen Ozean; umgeben von Massen aber dennoch allein. Keiner kann mir helfen, denn der tosende Sturm verschluckt selbst den kleinsten Laut.

Ich ertrinke. Nein, ich ersticke an den unausgesprochenen Worten, welche sich in Tagen, Wochen, gar Monaten angestaut haben. Ich versuche mit aller Kraft zu schreien, will meine Meinung hinausrufen in den dösenden Lärm des Wassers, doch niemand hört mir zu. Warum sollten sie auch? Weshalb den verzweifelte Ruf eines einzelnen erhören? Wozu etwas riskieren? Dumm seien jene, die freiwillig die Bequemlichkeit einer altbewährten Kreuzfahrt, gegen die nackte Ungewissheit auf einem schaukelnden Fischerboot tauschen. Dumm seien auch jene, die glauben, allein gegen den Rest der Welt kämpfen zu können.

Doch ich sage euch, verloren sind

nur jene, welche die Augen vor der Wahrheit verschließen. Niemals hat der, der sich der Kraft des Stromes unterwarf, jener, der sich den Zwängen des Unwetters beugte, einen Schritt in die Freiheit getan. Sinken wird dieses überbesetzte Schiff, zugrunde gehen an den Lasten der Lügen und schließlich in die erbarmungslosen Fänge des Ozeans geraten. Hände der Verzweiflung werden sich um der Matrosen Häse legen, ihnen den Atem rauben und die Luft der Freiheit verwehren. Sie werden ertrinken, ersticken und keuchend versuchen ihrer Kehle einen Hilferuf zu entlocken. Doch es wird zu spät sein, denn der scheinbar sichere Hafen wird überflutet worden sein. Eine Ära wird zu Ende gehen und all die Menschen mit sich nehmen, welche ausweglos in ihren selbstverschuldeten Sog der Unwahrheit und Verblendung gerissen werden. Leben werden die Außenseiter, die Verstoßenen. Endlich wird wieder frische Luft in meine Lunge strömen und getrieben von einem Wind der Hoffnung werden die aufgeblähten Segel mich durch sanfte Wogen geleiten. Es wird der Tag kommen, an dem das Unwetter vergeht, die Waffen niedergelegt werden und ich wieder in einen sicheren Hafen einlaufen kann.

Jana Sienčnik
BG/BRG für Slowenen,
Klagenfurt

Das Meer

Bis wir auf eigenen Füßen in der Welt stehen, denken wir, dass die Kindheit ein Meer sei und das Erwachsensein endlich das lang erhoffte Land. Doch jeder Erwachsene wünscht sich wieder zurück in das Meer der Kindheit und weg von den Bürden

des wahren Lebens. Nun kommt die Frage auf, wann haben wir wirklich das Land erreicht? Wann ist es in Sicht? Wann ist die Zeit gekommen, wo wir wahrhaftig wissen, was wir tun? Wo wir wirklich glücklich mit unserer Position sind? Wo wir das brausende Meer hinter uns gelassen haben und müde vom Kampf mit den Wellen das Land erreichen.

Vielleicht ist es die Pension, doch zahlt es sich wirklich aus, all die Jahre gearbeitet und gekämpft zu haben? Nur um die letzten Jahre, wo Körper und Seele langsam dahinscheiden, das Land erreicht zu haben? Ist es das Wahre, dass man sein Ziel erreicht, nur um kurz danach zu sterben? Ist das der wahre Sinn des Lebens?

Ich glaube nicht, dass das Leben ein Ziel hat, ein wahres Ziel. Unser ganzes Leben ist ein unendliches Meer, dessen Wellen uns von einer Seite zur anderen werfen. Das Leben besteht darin, immer wieder an die Oberfläche zu kommen, egal wie oft uns die Wellen dem Grund entgegenwerfen, das einzige Land das wir erreichen können ist die Oberfläche. Und

womöglich ist am Ende doch Land in Sicht, nur dass es sich vor uns versteckt und uns auffordert weiter zu machen, dass nur diejenigen, die weiter machen, dieses Land erreichen.

Somit besteht das Leben daraus, die nächste Welle zu besiegen, um sich der nächsten zu stellen. Manchmal kommen wir in ruhigere Gewässer, wo wir uns erholen, nur um dann in einen wilden Sturm zu geraten. Manchmal begegnen wir einem Menschen, der einen Teil des Lebens mit uns schwimmt. Der uns die Hand reicht, wenn wir wieder von einer Welle begraben worden sind und nicht wissen

wo oben und unten ist. Und ab und zu begräbt die Welle beide, und wenn wir dann endlich wieder nach Luft schnappen können, stellen wir fest, dass unser Begleiter nicht mehr da ist, von den Wellen weggetragen, verloren im Meer. Vielleicht begeben wir uns auf die Suche nach ihm, vielleicht haben wir aber auch die Hoffnung verloren ihn zu finden. Dann müssen wir wieder allein den Kopf über dem Wasser halten. Und manchmal begegnen wir Menschen, die uns den Wellen entgegen stoßen, die uns unter dem Wasser halten, in der Hoffnung, dass das Meer sich deswegen vor ihnen teilt, ihnen das Leben erleichtert. Doch so ist das Meer nicht, es interessiert sich nicht, wie viele Opfer wir vollbracht haben, es wird sich nicht vor uns teilen. Das Einzige was es uns vielleicht schenken wird, ist jemand, der uns helfen kann und uns stärkt. Das Meer weiß, dass es uns nicht helfen, sich vor uns teilen darf, denn wir müssen das Leben selbst zu bestehlen versuchen. All die Wellen, die es uns auf diesen Weg entgegen schickt, sind da um uns zu stärken, zu formen. Jedoch tauchen dann Wellen auf, die uns unter sich begraben und uns nicht mehr freigeben. Und dann nach Jahren von Kämpfen, von Untergehen und wieder hoch schwimmen wachen wir auf, nur um fest zu stellen, dass wir plötzlich Boden unter den Füßen haben. Wir haben nicht das Land erreicht, nein, doch wir sind endlich an einem Ort angelangt, an dem wir uns ausruhen können, bis uns etwas von diesem Land wieder wegruft. Denn egal wie angenehm diese seichte Stelle ist, es ist nicht unser Ziel, unser Ende. Es ist nur eine wohlverdiente Pause, die uns das Schicksal, Gott, irgend-

etwas, gibt. Wir dürfen das nicht vergessen, dürfen nicht an dieser Stelle stehen bleiben, und uns vor dem nächsten Teil des Weges drücken. Dieses Plätzchen ist dafür gedacht, uns wieder Kraft zu geben, uns zu zeigen, dass auch wenn das Ende nicht in Sicht ist, wir Haltestellen dazwischen haben. Und manch einer von uns wird nur den Weg weiter gehen, um die nächste Haltestelle zu erreichen. Der wahre Sinn des Lebens ist es, all diese Wellen zu überstehen und sich trotzdem über jede ruhige Minute und jeden einzelnen Sonnenschein zu freuen, auch wenn wir wissen, dass die nächste Welle schon auf dem Weg ist. Die Pausen zu genießen und beim Anblick der nächsten Hürde nicht den Mut zu verlieren. Sich immer wieder an die Oberfläche zu kämpfen, bereit das nächste Stück weiter zu schwimmen. Nicht das Land ist unser Ziel, sondern der schwere, harte Weg. Auch wenn das Leben nur aus Schwimmen besteht, können wir es uns erträglicher machen. Mit jemandem, der uns hilft und uns bei Seite steht, mit kleinen Zielen in sichtbarer Zukunft. Das Leben besteht daraus zu lernen, wie wir es uns erleichtern können, wie wir es trotz all den Hürden genießen können. Das Leben ist das Meer, nicht das Land. Es ist der Weg, nicht das Ziel, das wir erreichen sollen. Und wenn dann das Land in Sicht ist, schauen wir alle hoffentlich mit einem Lächeln zurück und sind dankbar für den Weg, der uns hierhergeführt hat.

Lara Čertov BG/BRG für Slowenen, Klagenfurt

12. Oktober 1492

Ich bin erschöpft! Schon seit einem Monat und sechs Tagen sind wir auf der Reise. Rund um uns ist nichts als Wasser. Ich kann und mag nicht mehr! Bereits nach der ersten Woche war beinahe unser gesamter Proviant verbraucht. Alle auf dem Schiff hungern! Wir ernähren uns hauptsächlich von den Ratten an Bord, die wir jeden Abend auf der Feuerstelle braten. Aber schön langsam gehen uns auch sie aus. Rafael und Diego sitzen den ganzen Nachmittag lang vor dem Rattennest und warten, bis ein Tier seine Schnauze herausstreckt. Dann ziehen sie es heraus. Das wenige Wasser, das uns noch geblieben ist, strecken wir zum Trinken mit Rattenblut und Meerwasser, was ziemlich gewöhnungsbedürftig ist. Da es jedoch das Einzige ist, das uns zu Verfügung steht, reden wir uns ein, dass es gar nicht so schlecht schmeckt. Wegen der schlechten Versorgung ist bereits die Hälfte der Besatzung erkrankt. Einige von uns sind sogar gestorben. Da die Reise nicht so lange geplant war, haben wir nicht damit gerechnet, dass jemand sterben wird. Zuerst wussten wir nicht, was wir mit den Leichen machen sollen. Nach langer Überlegung haben wir uns schließlich schweren Herzens dazu entschlossen, sie im Meer zu versenken. Auch mein bester Freund Antonio war unter den Verstorbenen. Ich trauere immer noch um ihn. Bald wird es für Diego und Rafael wieder Zeit sich auf Rattenfang zu begeben. Ich fühle mich schlecht, da ich nicht genau weiß, wie es den Kameraden auf den anderen beiden Schiffen geht. Und auch um alle

Männer hier mache ich mir die größten Sorgen. Sie sind nur wegen mir mitgekommen und meinetwegen müssen sie auch sterben. Ich bin am Verzweifeln! Jeden Abend, wenn ich im Bett liege, weine ich heimlich. Ich habe niemanden, mit dem ich über alles reden kann, was mich bedrückt. Antonio war immer für mich da und hat mit mir gesprochen, doch seit er von uns gegangen ist, fühle ich mich einsam. Ich sehne mich nach einem Freund, aber ich habe nicht den Mut, mich mit einem der anderen anzufreunden. Jeder könnte bald sterben, und dann bin ich wieder so traurig, wie ich es nach Antonios Tod war. Dafür habe ich gerade nicht genug Kraft.

Seit Tagen gab es keine einzige gute Nachricht mehr. Wir wissen nicht, wie lange wir noch unterwegs sein werden. Nicht einmal umkehren können wir, da wir nicht wissen, aus welcher Richtung wir gekommen sind. Schon tagelang war keine Sonne mehr am Himmel, nur Nebel und Wolken.

Doch was höre ich da? Ich glaube es sind Stimmen in meinem Kopf! Die Rufe werden immer lauter und deutlicher. Es muss einer meiner Leute auf dem Schiff sein, oben an Deck! Jemand ruft „Land in Sicht!“! Das kann doch nicht sein! Gerade bin ich wieder zurückgekommen und es ist kaum zu fassen. Vom Bug des Schiffes aus habe ich es gesehen: Vor uns liegt Land! Kaum zu fassen! Nach allem was passiert ist! Ich kann meine Gefühle gar nicht richtig ausdrücken. Endlich sind wir in Indien! Aber irgendwie sieht es anders aus, als ich es erwartet habe. Doch das ist gerade nicht wichtig. Wir haben unser Ziel endlich erreicht!

Christoph Kolumbus

Nina Hafner BG/BRG St. Martin Villach

Kein Land in Sicht

Es war so kalt. Nachdem mir den ganzen Tag über so unaussprechlich heiß gewesen war, traf mich die Kälte wie eine Ohrfeige. Doch dann begann die Schwärze mich zu umarmen, sie umfing mich ganz und die zunehmende Dunkelheit begann mich einzulullen. Ich ließ es zu und fühlte mich schwerelos. Seit so langer Zeit fühlte ich, wie die Spannung von mir abließ. Ich war frei.

Ein Ruck riss mich aus dem Gefühl der Schwerelosigkeit und bevor ich irgendetwas denken konnte, verspürte ich einen alles außer Relation setzenden Drang mir die Seele aus dem Leib zu husten. Ich riss die Augen auf, sie brannten vom Salzwasser, doch das war gar nichts gegen das Brennen in meinem Hals. Erst als ich genug Wasser gespuckt hatte, ließ ich zu, dass die Panik über mich herfiel. Vehement schaute ich um mich, die Eindrücke überwältigten mich. In meine Ohren drangen Schreie aus allen Richtungen und meine Augen waren nicht in der Lage das Gesehene zu verarbeiten. Überall um mich herum waren Menschen, die Wellen verschluckten sie und spuckten sie wieder aus, es war ein schrecklicher, nicht endender Bewegungsfluss. Ich klammerte mich fest an das Stück Plastik, das gerade noch Vollendung in unserem Boot gefunden hatte. Fadila, meine Schwester schaute mich durch einen hysterischen Schleier aus Tränen an. „Du warst weg... ich dachte, ich... ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen“, schluchzte sie. Ich legte meine Hand auf ihre und zusammen klammerten wir uns an unsere Existenz.

Die Männer, die ein Loch in unser

Boot gestochen hatten, nachdem wir nicht auf ihr rostiges umsteigen wollten, waren längst weg. Ich fragte mich, ob sie schon wieder zu Hause bei ihren Familien waren. Ob sie am Esstisch saßen und ihren Kindern das Zählen beibrachten, oder einen Mittagsschlaf in der italienischen Sonne machten. Die gleiche Sonne, die mir gerade auf den dunklen Haarschopf brannte und dafür sorgte, dass mir übel wurde. Es war so seltsam für mich, zu glauben, dass die Welt sich einfach weiterdrehte, wenn meine eigene so aus den Fugen geraten war. Vor ein paar Jahren war ich auch jemand, der getrost einen Mittagsschlaf in der Sonne machen konnte. Doch seit der Krieg unser Leben bestimmte, konnte ich kaum eine Nacht durchschlafen. Das hätte sich mit dem heutigen Tag ändern sollen. Als ich heute Morgen in das Boot gestiegen bin, tat ich das um einem neuen Leben entgegenzufahren.

Es wurde still um uns. Ich wusste nicht, wo ich hinschauen sollte. Ich erinnerte mich, als wir alle, Mama, Papa, Fadila und ich auf dem Sofa saßen und „Titanic“ schauten. Wie am Ende im Wasser um Jack und Rose die leblosen Körper schwammen. All das fühlte sich an wie ein Traum, das Geschehene der letzten Monate, obwohl es nur einen kleinen Teil meines Lebens ausmachte, nahm gewaltvoll Besitz von meiner Geschichte, von meiner Person, es überschattete alles.

Wir trieben durch die Unendlichkeit, bis Fadila das Unausweichliche feststellte. „Wir sind verloren. Niemand wird uns finden.“ Es tat mir so weh, sie so verzweifelt zu sehen, und als könnte ich uns Rettung herbeizaubern, wenn ich mich nur stark genug anstrengte, drehte ich mich in alle Richtungen und versuchte meinen Kopf so hoch wie möglich zu heben. Doch die Realität lachte mich nur zynisch aus und alles, was ich sah,

war das gleiche, unruhige, lebhaft
te Blau, das ab einem gewissen
Punkt von einem gleichmäßige-
rem wolkenlosem abgelöst wurde.
Nirgends Land, nirgends auch nur
ein Schiff. Fadila hatte Recht. Wir
waren verloren.

Nina Warum BAfEP Kärnten

Hoffnung

An manchen Tagen schau ich einfach nur ins Leere
und denke nach, wie es wohl anders wäre.
Entscheidungen treffen wir viele am Tage,
ob es jedes Mal die richtigen sind, dass ist die Frage.
„Soll ich heute aufstehen oder doch liegen bleiben,
soll ich im Unterricht etwas sagen oder doch lieber schweigen?
Was soll ich heute zu Mittag essen,
lass ich mich wirklich am Abend von der Schule noch stressen?“
Eine winzig kleine Entscheidung kann unser Leben ändern,
ebenso kann sie auch unsere Zeit verplempern.
Der Gedanke eine falsche Entscheidung in meinem Leben getroffen zu haben,
macht mir Angst, kann ich nur sagen.
Hätten meine Eltern mich nicht bekommen,
hätte auch mein Leben nie begonnen.
Und es war wiederum eine Entscheidung meiner Eltern,
mit der Hoffnung, dass sie mit ihrer Erziehung nicht scheitern.
Nun einsam sitze ich hier in meinem dunklen Zimmer
und denke auch ans Leben, naja wie auch immer.
Jeden Tag kommen Probleme dazu,
sie werden auch nicht weniger, egal was ich tu.
Probleme in der Schule, Stress zu Hause,
irgendwann kann ich einfach nicht mehr und brauch eine Pause.
Mein Leben ist gefüllt mit Sorgen und Klagen,
hab's schwer, muss mich jeden Tag mit etwas plagen.
Erschöpft und müde blicke ich auf meine Bilderwand,
wo ich ein Bild von mir und meiner Großmutter fand.
Ich lächle das Bild von meinem Bett aus an
und denke an ihren wundervollen Gesang.
Ein lebensfroher Mensch, welcher sorgenlos lebt,
ein liebenswerter Mensch, der glücklich durchs Leben geht.
Solch ein Leben, dass wünsch ich mir, anstatt besorgt zu sitzen hier.
Ihre Jugend war sicher besser als meine,
sie war beliebt und nie einsam und alleine.
Keine Sorgen, Glück in der Liebe -
doch dann fällt mir ihr ein, es gab ja Kriege.
Plötzlich wird mir klar,
dass die damalige Zeit viel schlimmer war.
Verfolgung, kein zu Hause und kein Geld,
damals war es eine schreckliche Welt.

Langsam wird mir wirklich bewusst,
 meine Großmutter erlitt doch großen Verlust.
 Ich habe sie noch nie über ihre Sorgen klagen gehört,
 irgendwie bin ich jetzt schon ein wenig empört.
 Nun habe ich beschlossen, ich bleib an der Sache dran
 und rufe sie kurzerhand auf meinem Telefon an.
 Nach fünf Pieptönen höre ich ihre wundervolle Stimme sagen:
 „Kindchen, worüber wirst du mir heute klagen?
 Genieße und lebe doch dein Leben, es ist nur kurz mein Spatz,
 Sorgen und Probleme haben darin keinen Platz!“
 Plötzlich wird mir etwas bewusst,
 hätte ich dies doch nur schon früher gewusst.
 Ich verschwende wirklich mein Leben damit,
 mir Sorgen zu machen, wann's endgültig kippt.
 Doch wie soll ich es schaffen jeden Tag
 und frage deshalb meine Großmutter um Rat.
 „Damals hofften wir alle auf ein Ende und siehe da –
 es kam eine Wende.
 Deshalb mein Kindchen, zweifel daran nicht,
 glaube mir, es ist Land in Sicht!“
 Mit diesem Worten verabschiedete sie sich und legte auf
 und ich nehme eine Änderung an meiner Denkweise in Kauf.
 Schließlich komme ich zu dem Entschluss,
 dass die Selbstbemitleidung aufhören muss.
 Meine Großmutter gibt mir Hoffnung und stärkt mich,
 ich flüstere unserem Bild zu: „Ich liebe dich!“
 Ich habe zwar noch Einiges zu ändern an mir,
 aber dies verdanke ich alles ihr.
 Ihre Worte beeinflussen mein Leben,
 ach, könnte ich ihr das alles nur zurückgeben.
 Glücklicherweise summe ich meine Lieblingsmelodie,
 schließlich ist Land in Sicht, vergiss dies nie.

Sophie Gerold
Waldorfschule Klagenfurt

Land in Sicht

Gestopft ... einfach im Kopf;
 schwer nach außen;
 versteckt hinter dem Etikett; wichtig sind sie Sachen, die sie tragen.
 Leere aufgefüllt mit Champagner. Teuer muss er sein.
 Die Uhr an der Hand. Keine andere Wahl.
 Hast du keine 3 Autos, musst du eben eine Frau und eine Freundin haben.
 So ist das hier bei uns.
 Kinder müssen perfekt sein. Die größte Schule; die beste Ausbildung;
 Das Internet kennt sie. Die Bösen machen, planen alles schon. Wie sie
 rauben wollen und wissen, wo sie wohnen.
 So viel Information; du musst posten, um angenommen zu werden.
 Du musst dich gut verkaufen.
 Lächle!
 Sei höflich!
 Gib die Hand!
 Sei eine Dame!
 Schau auf deine Haltung!
 Stoße auf sie an!
 Präsentiere dich!
 Sie müssen nicht wissen, wie es hinter den Kulissen ist. Sie müssen es
 nicht sehen.
 All das Make Up macht dich nicht selbstbewusster. Aber du siehst eben
 besser aus.
 Zieh die teuren Sachen an! Billig gibt es nicht.
 Schmeiß am besten alles weg und kauf dir etwas Neues, Besseres!
 Kauf dir die Welt. Wir kaufen die Leute, die dich nicht mögen, wir haben
 die Macht! Denn
 wer nicht schwimmen kann, der taucht.
 Wenn sie fragen, wie es dir geht, - lüge aus Prinzip.
 Sei nicht Du. Du bist nicht so, wie sie dich haben wollen.
 Wenn ich dich nicht verstehe, dann erkläre es mir nicht.
 Ich will es nicht wissen und deck den Tisch! Das Messer muss perfekt
 liegen.
 Ich gehe einkaufen und kaufe 14 Kilo Kalb. Das Beste vom Besten.
 Es muss für meinen Gaumen sterben. Es landet im Müll. So wie dein
 Herz.
 Welcher Tag ist heute? Schon so lange nicht mehr nüchtern.
 Habe vergessen, in welcher der Villen ich jetzt wohne.
 Ich glaube, ich habe im Swimmingpool geschlafen, gestern Nacht.
 Land in Sicht war da schon lange nicht.
 Ich darf nicht aussterben. Ich brauche einen Sohn, der meinen Namen
 hält.
 Meine Töchter sind nicht so viel wert! Mädchen mit reichen Ehemännern,
 das ist das Wichtige im Leben. Ich hab sie alle verkauft. Jaja, in
 guten Händen... Sie sind Frauen nun durch meine große Hilfe. Nichts
 wert außer zum Stress ablassen.
 Präsentieren wie ein Ausstellungsstück...Ist sie frech oder alt, wird sie

ausgetauscht!

Schade, dass ich das Geld nicht zurückbekomme, das sie rausgeschmissen hat für die nutzlosen Operationen.

Wer nicht schwimmen kann, der taucht - ich seh hier weit und breit kein nutzbares Land mehr. Soll sie doch mit all den anderen Plastikstücken im Meer verweilen.

Ich hasse euch alle und ihr mich auch, aber ich wollte euch nur noch mal sagen:

Ich muss nicht schwimmen, denn ich hab eine Yacht, das Land sehe ich nicht mit freiem Auge,
aber dafür habe ich ein Fernglas.

Wenn du am Schlauchboot neben mir sitzt, dann fahre ich schneller und hab dich leider übersehen.

Kratz mich am Kopf und creme mich nochmal kräftig mit Lichtschutzfaktor 50 ein,

denn die Sonne wird komischerweise immer greller, aber mir egal, ob das Eis schmilzt, liebe Eisbären, merkt euch: wer nicht schwimmen kann, der taucht.

Drogen sind ein Muss auf so einer Luxusparty wie dieser.

Außerdem, uns kann nichts passieren,

wir sind auf unserer Insel am Mittelmeer. Weit und breit kein Land in Sicht.

Wir können tun und lassen, was wir wollen.

Uns gehört das Meer.

Ich werde solange verbrauchen, nehmen und verdienen, bis uns allen irgendwann das Wasser ausgeht.

Es ist Sommer, ich sonne mich auf meinem Boot.

Ich glaube, es ist ein Loch im Boden,

der ganze Raum, er füllt sich...

hoch bis zu meinem Hals...

Und langsam kann ich nicht mehr atmen,

ich bekomme Panik, versuche mich zu retten,

doch dort ist keiner, der mir hilft!

Jeder schaut mir zu, wie ich ertrinke.

Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!

Hilfe, ich weiß nicht, wie man taucht!

Bitte!

Ich sterbe ...und das weggetrieben von meinem Zuhause.

Ich sehe nichts - nun habe ich nichts mehr ...

unter Kontrolle.

Ich glaube ..., es ist kein Land mehr in Sicht.

Der letzte Moment...,

bevor es vorbei ist...,

mein Körper untergeht

und ich alles hinterlasse.,

so wie ich es erschaffen, zerstört und ignoriert habe...,

genau in diesem Moment...

dachte ich:

Heute sprechen Menschen zu leise über Wichtiges, zu laut über Banales, zu viel über andere, zu selten miteinander und viel zu oft, ohne nachzudenken.

*Es ist die Hoffnung, die den schiffbrüchigen Matrosen
mitten im Meer veranlaßt, mit seinen Armen zu rudern,
obwohl kein Land in Sicht ist.*

Ovid

*In einem Meer von Religionen und esoterischen Strö-
mungen ist kaum Land in Sicht.*

Raymond Walden